Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **31 (1949)**

Heft 34

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 26. August 1949 | Erscheint jeden Freitag | 31. Jahrgang Nr. 34

Schweizer Frauenblatt

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 12.50, halbjährlich Fr. 6.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.—. Einzel-Nummern kosten 25 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Annahme: August Fitze, Verlag, Stockerstraße 64, Zürich 2, Telephon 27 29 75, Postcheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Telephon 2 22 52, Postcheck-Konto VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate – Inseratenschluß Montag abend

Zum Aufruf zu einem zweiten Fleischstreik

Im Schweizer Frauenblatt Nr. 31 vom 5 August werden Maßnahmen des Bundes, insbesondere die Förderung des Schweineexportes nach Deutschland kritisiert ud kurzerhand zu einem zweiten Fleischstreik aufgerufen. Dabei ist der Ton gegen die Landwirtschaft mehr als unfreundlich. Die Ausführungen zeugen aber von mangelnder Sachkenntnis und geben ein verzerrtes Bild der tatsächlichen Gegebenheiten wieder. Umso mehr muß die unbesonnene Streikaufforderung befremden.

Ueberall, wo man die Lebensmittelpreise hoch findet, wird die Landwirtschaft dafür verantwortlich gemacht und es wird gegen sie Sturm gelaufen. Es wäre vielleicht auch einmal eine Aufgabe der Konsumentinnen, auszurechnen, welches die Margen zwischen Produzenten- und Konsumentenpreisen sind, und ob vorhandene Rückgänge der Produzentenpreise ebenfalls in den Konsumentenpreisen gebührend zum Ausdruck gebracht werden. Für viele Erzeugnisse, insbesondere für Fleisch, Gemüse, Kartoffeln, Eier und zum Teil auch Obst sind die Produzentenpreise bereits beträchtlich gesunken. Wenn der Konsument davon nichts oder wenig gespürt hat, ist das nicht die Schuld der Landwirtschaft. Die Konsumenten lassen es ruhig geschehen oder verlangen sogar, daß der Markt mit fremder Ware überführt wird. Sie wollen ja das teure Frühgemüse und -obst aus dem Ausland. Bis unsere bedeutend billigeren Erzeugnisse auf den Markt kommen, ist man bereits übersättigt und will lieber wieder etwas Neues. Auf solche Weise wird mitgeholfen, daß ganze Mengen inländischer Produkte überhaupt unverkäuflich werden. Ob diese Leute wohl daran denken, welchen Schaden sie der Landwirtschaft zufügen. Manche Produktionszweige sind für den Bauern nachgerade zu Verlustgeschäften geworden.

Der Bauer hat Anspruch auf einen angemessenen Erlös aus seinen Produkten, der sein Einkommen darstellt, genau wie jeder Arbeiter, Angestellte oder Beamte auf seinen Lohn, und er sollte so sein, daß er seinen Verpflichtungen nachkommen kann. Alle Produktionsmittel, wie zum Beispiel die Maschinen, Geräte, Dünger, Schädlingsbekämpfungsmittel usw., sind sehr hoch im Preis. Die Löhne für familienfremde Arbeitskräfte sind in den letzten Jahren zum Teil um das Mehrfache gestiegen, von den Handwerkerlöhnen nicht zu reden. Gebäude und Einrichtungen müssen unterhalten werden. Die Familie benötigt Kleider und andere Bedarfsartikel, für die der Bauer die genau gleichen, wenn nicht auf dem Lande vielfach noch höheren Preise bezahlen muß wie der Städter. Auch der Bauer muß Steuern bezahlen und oft hat er dazu noch schwere Hypothekenlasten zu tragen. Unser ganzes Lohn-Preis-Niveau ist hoch. Wie soll der Bauer unter diesen Umständen billig produzieren können? Die Landwirtschaft hat nichts gegen eine gesunde Rückbildung der Preise, aber dann auf der ganzen Linie und nicht nur bei den landwirtschaftlichen Produkten. Sie hat ihr Interesse ja nicht an einem absolut hohen Preis, sondern an einem gerechten Einkommen. Die Landwirtschaft verlangt in ihren Forderungen keine übersetzten Preise. Sie verlangt nur soviel, um ein anständiges Auskommen finden zu können. Und daß die persönlichen Ansprüche der Bauersame bescheidener sind als diejenigen eines Großteils der städtischen Bevölkerung muß wohl nicht besonders betont werden, denke man nur zum Beispiel an Kleider, Vergnügen, Wohnkomfort usw.

Nun zu den im Schweizer Frauenblatt kritisierten Maßnahmen des Bundes: Leider trifft es zu, daß die Erdbeerernte im Wallis wesentlich geringer ausfiel als vorgesehen werden konnte, aber die Lieferungen nach Deutschland, die auf Grund der Schätzungen vereinbart werden mußten, waren keine „rauhen Mengen", sondern von so geringem Ausmaß, daß sie den schweizerischen Markt nicht merklich zu bereichern vermocht hätten. Wenn das Ausland uns Ueberschußwaren abnimmt, können wohl auch einmal vereinbarte Lieferungen von gangbarer Ware nicht ganz verweigert werden, obwohl sich die Ernte infolge der ungünstigen Witterung anders gestaltete als vorauszusehen war. Den schwersten Verlust erlitten bei der ganzen Angelegenheit ja sicher die Erdbeerproduzenten selber, die auf den Erlös angewiesen sind.

Die Situation auf dem Schweinemarkt ist unerfreulich. Dem schon seit längerer Zeit andauernden Ueberangebot an Schweinen stehen Verwertungsschwierigkeiten gegenüber. Dieser Ueberschuß ist jedoch keineswegs, wie behauptet wird, auf die Kuchmehlverbilligung zurückzuführen. Die wahren Gründe dafür sind: Erstens die Verwertung der letztjährigen Kartoffelernte, die notgedrungen auf diese Weise vorgenommen werden mußte. Zweitens die Schweineimporte, die im letzten Herbst und Winter, als die Nachfrage nach Frischfleisch nicht mit inländischer Ware gedeckt werden konnte, notwendig waren und dann infolge der Notwendigkeit des Bezuges aus Uebersee und der damit verbundenen langen Dauer des Transportes zum Teil erst eintrafen, als wir mit Schweinen längst mehr als ausreichend versorgt waren. Drittens der praktisch unbehinderte Salamiimport, der die inländische Salamifabrikation nahezu lahm legt. Und viertens auch noch die Abkehr der Konsumenten von Schweinefett und Fettspeck. Diese Faktoren hätten durch vernünftige Haltung der Konsumenten gemildert werden können, und es wäre nie zu einem solchen Ueberangebot an Schweinen gekommen.

Zur notwendigen Entlastung des Marktes hat die im Rahmen des Bundesratsbeschlusses vom 2. November 1948 über die Sicherstellung der Landesversorgung mit Tieren, Fleisch, Fleischprodukten und tierischen Fetten gegründete Genossenschaft für Schlachtvieh- und Fleischversorgung, die übrigens sowohl zu Gunsten der Konsumenten wie der Produzenten geschaffen wurde, bis Ende Juni dieses Jahres 23 000 normalgewichtige Schweine eingelagert. Erst als sich diese Maßnahme als zu wenig durchschlagskräftig erwies, wurde zum Export nach Deutschland geschritten. Es muß hier mit aller Deutlichkeit festgehalten werden, daß diese Schweine nach Deutschland nicht billiger verkauft wurden, als der Produzent sie auch für die inländische Verwertung hätte abgeben müssen. Da aber aus andern Ländern, wo mit ganz andern Produktionsbedingungen gerechnet werden kann, billigere Offerten vorlagen, war ein Beitrag zur Deckung der Vermittlungs- und Transportkosten unbedingt erforderlich.

Nach den Ausführungen des Schweizer Frauenblattes hat man den Eindruck, als ob die Exportförderung etwas ganz Außerordentliches sei, von der nur die Landwirtschaft den Nutzen ziehe. Dabei weiß man, daß die gesamten Auszahlungen des Bundes unter dem Titel Exportgarantie Ende 1948 rund 12 Millionen betrugen, und nach kürzlichen Meldungen der Presse sollen zur Zeit weitere Millionen für diesen Zweck mobilisiert werden. Wir kritisieren die Riesensummen, die die Schutzmaßnahmen des Bundes für die Industrie ausmachen, nicht, aber man dürfte billigerweise erwarten, daß gleiches Recht für Alle gilt.

Gewiß ist das Fleisch bei uns immer noch sehr teuer. Die Produzentenpreise sanken jedoch mit steigendem Angebot und haben nun mit Fr. 3.— je Kilo Lebendgewicht für leichte Fleischschweine und mit Fr. 2.65 für Fettschweine ihren vorläufigen Tiefstand erreicht. Der durchschnittliche Produzentenpreis wurde im Vorsommer vom Eidgenössischen Volkswirtschaftsdepartement entsprechend den Produktionskosten auf Fr. 3.75, mit einer Schwankungsbreite von 25 Rappen nach unten und nach oben, festgesetzt. Da die Produktionskosten erst in letzter Zeit etwas zu sinken beginnen (allerdings zu Lasten der Schweinezüchter, durch billigere Ferkel- und Faselschweinepreise), haben die Schweinemäster in den letzten Monaten große finanzielle Einbußen erlitten. Wer die Margen zwischen Produzenten- und Konsumentenpreisen ausrechnet muß zugeben, daß nicht die Landwirtschaft für die hohen Fleischpreise verantwortlich gemacht werden kann. Die Metzger erklären zwar dazu, daß sie bei den erheblichen Schwierigkeiten in der Verwertung von Schweinefett und Fettspeck nicht in der Lage seien, den Rückgang der Produzentenpreise in genügender Weise Rechnung zu tragen. Je mehr diese Produkte abgelehnt werden, desto mehr wird dadurch der Fleischpreis belastet.

Mit diesen Ausführungen wollen wir in keiner Weise einen Graben zwischen Stadt und Land aufreißen, oder einen schon bestehenden erweitern. Im Gegenteil, wir hoffen, daß sie dazu beitragen mögen, daß eines dem andern den notwendigen Lebensraum gewährt.

Schweizerischer Landfrauenverband

Mitteilung der Redaktion

Die heutige Nummer haben wir den Entgegnungen auf unseren Leitartikel betreffend Schweineausfuhr vom 5. August zur Verfügung gestellt. In der folgenden Nummer werden wir redaktionell die ganze Diskussion zusammenfassen, möchten aber heute zur Aufklärung und Beruhigung erklären, daß die Redaktorin die Verantwortung für diesen Artikel selber trägt, gerne trägt, da er eine höchst notwendige und längst fällige Diskussion in Fluß gebracht hat.

Die Genossenschaft Schweizer Frauenblatt ist nicht identisch mit dem Bund Schweiz. Frauenvereine, ist eine selbständige politisch und konfessionell unabhängige Unternehmung der Schweizerischen Frauenbewegung, geschaffen aus der Notwendigkeit heraus eine eigene, freie, unabhängige Presse und Plattform zu offener Diskussion zu haben, wie sie uns sonst nirgends zur Verfügung steht. In loyalster Weise hat sich unser Organ von jeher der freien Diskussion zur Verfügung gestellt, auch da, wo die Meinungen stark auseinander gegangen sind, was immerhin nicht heißen darf, daß die geistige Grundhaltung eine schwankende sein darf.

Die Genossenschaft Schweizer Frauenblatt dient dem BSF als Publikationsorgan, so gut wie zahlreichen anderen Organisationen, ohne selber Mitglied des Bundes zu sein. Soviel heute zur Aufklärung über unsere Stellung zum Bund, der mit der Stellungnahme der Redaktorin zum ganzen Problem absolut nichts zu tun hat.

Zum Schweine-Export

Ich möchte als Hausfrau zu dem Artikel in Nr. 31 und dem Protest aus Bauernkreisen in Nr. 32 Ihres Blattes Stellung nehmen.

Der Artikel von Frau E. St. ist in jeder Beziehung richtig, und ihr Aufruf „auf in den 2. Fleischstreik" nur die Folge der Politik von Bundesbehörden, Verbänden und Genossenschaften.

Zum Artikel aus Bauernkreisen ist zu sagen:

1. Niemand hat den Schweineexport an sich kritisiert, sondern den Bundeszuschuß aus unseren Steuergeldern.

2. Es sind kaum den Hausfrauen die Schweine zu fett, es sind vielmehr die fetten Preise, die uns stören.

Frage, warum werden so viele Fettschweine gemästet, wenn doch erwiesen ist, daß sie schlechteren Absatz haben?

3. Es wäre interessant zu wissen, warum ein Bundeszuschuß ausgerichtet wurde, wenn doch, wie im Artikel geschrieben steht, die Bauern das nötige Geld selber zusammengetragen haben?

Gewiß waren wir Frauen für das Stabilisierungsabkommen trotz der schreienden Ungerechtigkeit in Sachen Mietpreiskontrolle, gewiß haben auch die Kartoffeln und z. T. das Fleisch etwas abgeschlagen, die Eier hingegen (und andere Dinge) bereits zweimal wieder aufgeschlagen. Wir Frauen lesen eben auch Zeitungen, und sehen darin manche gewundene Erklärung von verschiedenen Seiten her, auch wir machen uns unsere Gedanken über die „Gerechtigkeit", die so ungleich verteilt wird.

Ich persönlich frage mich, wo bleibt die neu gegründete Konsumenten-Organisation? Hat sie nichts zu bemerken, daß für das Ausland, nicht für die Schweizer Familie, Bundesgelder für Fleisch gewährt werden, daß wir trotz billiger Einfuhren, hohe Preise für Lebensmittel bezahlen müssen? Wo auch bleiben die Hausfrauen, wo die Männer, die ja das Geld für all diese teuren Nahrungsmittel verdienen müssen? Was nützt der hohe Lohn, wenn die Preise so hoch sind.

Ein Bravo allen mutigen Menschen, die immer einmal wagen, den Finger auf so unerfreuliche Dinge zu legen, und so doch mancher Hausfrau die Augen

Eins und Alles

Im Grenzenlosen sich zu finden,
Wird gern der Einzelne verschwinden,
Da löst sich aller Ueberdruß;
Statt heißem Wünschen, wildem Wollen,
Statt läst'gem Fordern, strengem Sollen
Sich aufzugeben ist Genuß.

Weltseele, komm, uns zu durchdringen!
Dann mit dem Weltgeist selbst zu ringen
Wird unsrer Kräfte Hochberuf.
Teilnehmend führen gute Geister
Gelinde leitend, höchste Meister,
Zu dem, der alles schafft und schuf.

Und umzuschaffen das Geschaff'ne,
Damit sich's nicht zum Starren waffne,
Wirkt ewiges, lebendiges Tun.
Und was nicht war, nun will es werden
Zu reinen Sonnen, farbgen Erden;
In keinem Falle darf es ruhn.

Es soll sich regen, schaffend handeln,
Erst sich gestalten, dann verwandeln
Nur scheinbar steht's Momente still.
Das Ewge regt sich fort in allen;
Denn alles muß in Nichts zerfallen,
Wenn es im Sein beharren will.

Goethe.
Spruchweisheit, Gott und Welt.

Altweimarische Liebes- und Ehegeschichten

Von Helene Bählau.

Im alten Rödchen zu Weimar

Im Rödchen bei Weimar, da hat vor Zeiten ein Dorf gestanden; jetzt ist es ein einsames niedriges Gehöft von etlichen hohen Eichen und Buchen, Ahorn und Erlen überragt; das zieht sich, sanft ansteigend, bis an den weiten, schönen Buchenwald hin auf dem langgestreckten Rücken des Ettersberges, dem Wahrzeichen der guten Stadt Weimar.

Das Dorf ist längst vergessen und versunken, ein Bruderkrieg hat es vom Heimatboden weggefegt, wie so manches andere Dorf und Städtchen, von dessen Dasein kein Mensch mehr weiß.

Aber einst hat es gestanden und geblüht, das Dörflein Roda bei Weimar, und Doktor Faust, der Wundermann, soll, so erzählt man sich, in Roda geboren sein, also so nahe dem Orte, wo er in großer Verklärung für ewige Dauer auferstehen sollte.

Im Rödchen bei Weimar gehen mancherlei Sagen um, die aus versunkenen, vermoderten Mauerresten aufsteigen, wie es auf verlassenen Stätten vergessener Menschen zu geschehen pflegt. Ueber dem Ganzen liegt ein eigener Zauber — eine wehmütige Stille. Der Duft von frischem und gefallenem feuchten Laub verbindet sich eigentümlich scharf. Das macht das Erlen- und Eichenlaub, das auf nassem Grunde zu dichter Decke sich verbunden hat.

Im Rödchen steht ein Wirtshaus und davor, unter jungen Bäumen, einige grau verwitterte Bänke.

Auch dieses Wirtshaus hat jetzt etwas Melancholisches, Vereinsamtes und Verwahrlostes.

Noch zu Anfang unsres Jahrhunderts zogen die Weimaraner gern hinaus zum Rödchen, da gab es Feste über Feste dort.

Wo jetzt am Sonntag der eine oder andre kleine Bürgersmann mit Weib und Kind gelangweilt sein Seidel saures Bier trinkt und vorsichtig sich dazu auf die alten morschen Bänke setzt, da war früher ein reges, warmes, heiteres Leben.

Und gerade diese heimlichen Nester sind es, über denen so eine weiche Stimmung liegt — ein Mollton, wie es über alten vergessenen Gärten zu klingen scheint, die von der jetzigen Generation nicht mehr heimgesucht werden.

Das waren die Nester der Empiremenschen und deren Vorfahren; da haben sie sich harmlos wohlgefühlt, dahin sind sie gezogen, um glücklich und lustig zu sein.

Und wenn jetzt unter den Weimaranern noch so ein verspäteter Kumpan stecken sollte der die Blutwellen der Leute Anfang dieses Jahrhunderts und Ende des vorigen unvermischt ererbt hat, so ein Abkömmling, der sich in seiner Zeit nicht heimisch fühlt, so ein Träumer, der sich nach etwas sehnt, was er nie kannte, der wird einsam alte, vergessene Wege neben, die einst seine lustigen Vorfahren so gern wanderten, nach Tröbsdorf, nach Süßenborn zum Apfelwein, nach Nore, Taubach und auch zum Rödchen.

Und überall wird er alte mürbe Bänke finden.

Unter dem Hausrat der vergessenen Wirtschaften werden hie und da noch steife uralte Täßchen sein, die die Empireleute zurückließen. Und er wird aus so einem Täßchen mit Wehmut trinken und sich nach Menschen, die er nie kannte, wie nach guten Kameraden sehnen. Er wird hie und da in diesen Nestern noch auf ein altes Gartenhaus stoßen, auf einen morschen, gemütsgrün gestrichenen Fensterladen, und alles wird ihm zu Herzen sprechen. Aber es ist wenig, was zurückgeblieben ist — und wir verstehen es nicht mehr.

Und wohl uns, daß wir es nicht verstehen — denn verstünden wir's, würde es uns fehlen auf Schritt und Tritt, das heimliche, seelenruhige Behagen der Alten, ihr harmloser Lebensgenuß.

Eine andre Zeit geht über die Erde hin — eine ganz andre Zeit; allmählich zerfallen und verschwinden die Nester mit den gemütsgrün gestrichenen Fensterläden, den rosa Mauern, den alten Gärten, wo sich unsre Vorfahren einst des Lebens gefreut.

Oben im Rödchen war einst das Haus schmuck und sauber — also so sein mußte, und ein bemoostes Dach deckte die rosa Mauern — und wo jetzt rings ums Haus klitschiger feuchter Rasen ist und Huflattich wächst und ein paar Hühner trübselig gackern, war ein Garten, ein ganz wunderschöner; Reseda und Flox und Centifolien und Pfingstrosen, Rittersporn und Nachtviolen, Verbenen und Kapuzinerkresse, Obstbäume, von denen noch ein paar wenige uralte Krüppel vor etlichen Jahren standen, Beerensträucher und Himbeerhecken und alles lustig durcheinander und lauschige ländliche Lauben.

öffnen. **Wir Hausfrauen danken ihnen und hoffen** gerne, daß auch unsere Landesbehörden einmal merken, daß ihre Nachgiebigkeit einzelnen Volksschichten gegenüber, und ihre Starrköpfigkeit in anderen Belangen, nicht dazu angetan sind, das Vertrauen in sie zu fördern. Aber auch die Verbände sind schlecht beraten, wenn sie glauben, daß wir Frauen, die wir uns ja nicht mit dem Stimmzettel in der Hand wehren können, alles schlucken. Wohlverstanden, wir sind alle dafür, daß der Produzent einen gerechten Preis und Lohn für seine Arbeit erhält, wir sind aber nicht dafür, daß wir mit unseren Steuergeldern (jawohl, denn auch wir Frauen zahlen Steuern) dem Ausland billiges Schweinefleisch vermitteln helfen. Vom Obst, das wir teuer bezahlen müssen, und erst noch zu wenig bekommen, gar nicht zu reden.

Deshalb müssen wir Hausfrauen uns unserer Macht als Konsumentinnen bewußt werden, und wir müssen sie nützen lernen.

B. Sch.

Finnland und seine Frauen

Von Clara Nef

Trotz allem, was bereits erreicht worden ist, sind natürlich die schweren Kriegsfolgen noch keineswegs alle behoben. Da sind die Kriegsschulden, die zwar gewissenhaft abbezahlt werden, die ungeheure Teuerung, die die Tatsache, daß die Rationierung zum größten Teil aufgehoben und in den Läden wieder alles erhältlich ist, illusorisch macht, die Entwertung der Finnmark, die Exportschwierigkeiten usw. Der Schmerz um diejenigen, die Leben und Gesundheit der Heimat dargebracht haben, ist noch nicht überwunden, und wenn auch mit keinem Wort daran gerührt wird, so ist doch der auffallende Ernst, der auf den Gesichtern der meisten Frauen liegt, die oft verhärmten Züge der ältern unter ihnen, der Ausdruck schwersten durchgemachten Leidens in so manchen Augenpaaren ein beredter Beweis.

Aber der Finne ist gewohnt, klaglos zu tragen, was ihm auferlegt ist und mit unerschütterlicher Geduld wieder von vorn anzufangen, wenn ihm alles genommen wurde. Wer die finnische Geschichte nachliest, begreift, daß das Schicksal dieses kleinen tapfern Volkes, dieses Randstaates, der von mächtigen Nachbarn bedrängt, stets um Freiheit und Unabhängigkeit ringen mußte, sich im Lauf der Jahrhunderte auf die Gemütsart seiner Bürger auswirkte. Es findet seinen Widerhall in seinem ganzen Wesen, in seiner Innerlichkeit, seiner Gelassenheit und Schweigsamkeit und vor allem auch in seinem Lied. Die alten und ältesten finnischen Volkslieder wurden um die Mitte des vorigen Jahrhunderts von Elias Lönnrot ausgegraben und gesammelt, sie werden überall gesungen und sind zum eigentlichen Nationalepos des finnischen Volkes geworden. Aus den ernsten meist in Moll gehaltenen Weisen klingt eine gewisse Neigung zu Schwermut und Resignation.

Heiteren Temperamentes waren von jeher die Karelier. Sie bewohnten ja auch die Sonnenterrasse Finnlands, den weitaus fruchtbarsten Landstrich, der das Hinterland mit dem Ertrag seiner Kulturen versorgte. Aber nun haben sie diese ihnen angestammte Heimat nicht mehr. Alle haben sie Hab und Gut zurückgelassen, als der neue Grenzstrich gezogen wurde **und sind zu ihren Volksgenossen zurückgekehrt. Nicht einer sei zurückgeblieben um materieller Vorteile willen. Die 500 000 karelischen Flüchtlinge haben heute zu 80 Prozent wieder ihren festen Wohnsitz.** Es war dies wohl kein unlösbares Problem, indem das Land ja nur schwach bevölkert ist und noch unbebauten, wenn auch viel unfruchtbaren, sumpfigen Boden enthält. Dabei wurde darauf Bedacht genommen, daß die Glieder einer Gemeinde im gleichen Bezirk angesiedelt wurden, um auch am neuen Ort ihr altes Gemeinwesen wieder aufbauen zu können. Daß trotz der engen Verbundenheit aller Finnen in ihrer Treue zur Heimat, die alles andere in den Hintergrund stellt, die Karelier das Heimweh nach der wärmeren Sonne und dem blaueren Himmel Kareliens noch nicht überwunden haben, ist begreiflich. Aber auch das spürte man nur so zwischen den Worten, denn von den zahlreichen Kareliern, mit denen wir zusammenkamen, wurde nur das Positive betont, das Glück, wieder ein Zuhause zu haben.

Im übrigen formt ja auch die Landschaft den Menschen: die Stille der unendlichen Wälder, die Tausenden von Seen mit ihren dunkeln ruhigen Wassern, die lange Nacht des Winters, da es im Süden nur kurze Zeit und im Norden überhaupt nicht hell wird, die grausame Kälte, die die Früchte jahrelanger Arbeit vernichten kann, wirken sich aus. So sind z. B. vor zehn Jahren 1939/40, alle Obstbäume erfroren, oder dann kann es vorkommen, daß der Frost einsetzt und die Ernte vernichtet, bevor sie eingebracht werden kann. Nicht nur alle Binnenseen frieren zu, sondern sogar das Meer erstarrt kilometerweit um die ganze Küste herum unter einem Eispanzer, so daß das Land in völliger Abgeschlossenheit von aller Welt daliegt. Nur der südwestlichste Hafen Hanko kann durch Eisbrecher schiffbar gehalten werden.

Für uns Schweizer wurde allerdings die herbe Schönheit, die stille Größe, die Weite und Unendlichkeit dieses nordischen Landes zum beglückenden Erlebnis. Zudem war es ja die Zeit der weißen Nächte. Schon die Fahrt von Stockholm nach Helsinki ist voll seltsamen Zaubers, wenn das Schiff in gewundener Bahn sich seinen Weg sucht zwischen den schwedischen Scären und durch das Gewirr der Aalandsinseln. Alle sind sie von bizarren Formen und Umrissen, wie ein schlafender Elefant wirkt die eine, wie ein seltsames Seeungeheuer die andere, bald bestehen sie aus nacktem rötlichem Gestein oder dann sind sie mit Kiefern und Legföhren bewachsen. Kleine Leuchttürme blinken auf, Seevögel erheben sich kreischend von den glattgewaschenen Felsen und da und dort zieht ein Fischer seine Netze aus den spielenden Wellen. Wie eine Fata Morgana tauchen dann schließlich in der Ferne die weißen Umrisse von Helsinki auf, überragt von den Kuppeln und Türmen seiner vielen Kirchen. Der Küste vorgelagert sind viele Befestigungen, deren größte, Suomen Linna, auf 7 Inseln aufgebaut ist und um die Mitte des 18. Jahrhunderts zum Schutze der Hauptstadt errichtet wurde. Die Anfänge von Helsinki in seiner heutigen Struktur gehen auf die Zeit nach dem großen Brande von 1808 zurück. 1912 wurde es Regierungssitz und von da an blühte es rasch auf. Es ist eine Stadt der Arbeit, die Hausfronten hoch, kahl, sachlich, meist ohne jeden Zierat, eine gesunde Stadt mit breiten Straßen, Bäumen, Alleen, Parkanlagen und vielen Spielplätzen. Die Unendlichkeit des Raums, die uns Schweizer, die wir in engen Grenzen so nah beisammen wohnen, am ganzen finnischen Land so beeindruckt, gibt auch der Hauptstadt das Gepräge. Alles ist weit und groß, Parlaments- und andere öffentliche Gebäude, Kirchen, Bahnhof und Post sind alles monumentale Bauten mit riesigen Innenräumen und weiten freien Plätzen davor. Demgemäß sind auch alle Statuen und Plastiken, die diese öffentlichen Plätze schmücken, weit über Lebensgröße.

Helsinki umfaßt 300 000 Einwohner, Finnland als Ganzes 4 Millionen, somit etwas weniger als die Schweiz bei einem 9 mal größern Flächeninhalt. Es ist eingeteilt in 500 Gemeindewesen gegenüber 3000 bei uns in der Schweiz, was wohl am eindrücklichsten auf die weit auseinander liegenden Siedelungen und auf die Abgeschlossenheit und Einsamkeit hinweist, in der die Menschen leben, in der sie dafür auch nicht von Aeußerlichkeiten und Nebensächlichkeiten abgelenkt werden, sondern Zeit haben, sich zu besinnen auf das, was wesentlich ist im Menschenleben.

Finnland hat aber nicht nur Raum für die Lebenden, es hat auch Raum für seine Toten. Kilometerweit dehnt sich in Helsinki der Friedhof der Meeresküste entlang in herrlicher Unregelmäßigkeit, große prunkvolle Familiengräber liegen neben kleinern bescheidenen, alte Grabstätten, mehr als hundert Jahre zurück finden sich zwischen ebenso alten Bäumen und Baumgruppen, wilde Rosenbüsche ranken sich empor und da und dort stößt man auf wundervolle tief empfundene Werke nordischer Bildhauerkunst. Und dann der Heldenfriedhof, wie er genannt wird. Soweit überhaupt eine Möglichkeit dazu vorhanden war, haben nämlich die Finnen ihre Gefallenen alle von der Front ins Innere des Landes zurückgebracht und sie in der Heimaterde bestattet und zwar da, wo der Betreffende mit seiner Familie gelebt hatte, mochte der Ort auch noch so abgelegen sein. Wir haben mehrere dieser Friedhöfe gesehen, über den Klippen des Meeres die einen, an verträumten Binnenseen oder in lichten Birkenwäldern die andern, und alle waren sie von packender Eindrücklichkeit, für uns einmal mehr ein Beweis der starken Verinnerlichung des Finnenvolkes, das den Toten die Treue hält und doch den Lebenden gegenüber die Pflichten nicht versäumt. Manche soziale Einrichtung, manch menschlich schöne Haltung kann uns zum Vorbild dienen. Diesmal sind wir die Beschenkten, die wir als Nehmende und Lernende von den finnischen Frauen Abschied nehmen mit heißen Wünschen für ihr und ihrer Heimat Glück und Gedeihen.

Einziges Kind und Sport

Richtig aufgefaßter Sport stärkt nicht nur die Muskeln und weitet den Brustkorb, sondern hilft auch den Charakter bilden. Sport zweckmäßig in die Erziehung einzuordnen, ist darum eine wichtige Aufgabe.

Er ist vor allem ein ausgezeichnetes Mittel, das „einzige Kind" einer Gemeinschaft, einer Gruppe einzufügen. Die Sportarten, bei denen Partei gegen Partei kämpft, etwa Schlagball, Völkerball, sind dazu glänzend geeignet. Hier hebt seine persönliche Tüchtigkeit die Punktzahl seiner Spielgruppe, ohne daß es persönlich in den Mittelpunkt rückt. Es lernt einmal hinter seiner Leistung verschwinden, etwas anonym vollbringen. Auch die Wehleidigkeit, die manchem einzigen Kind anerzogen worden ist, verliert sich, sobald es an einer Sportgemeinschaft beteiligt ist. Ist es ihm erst einmal wichtiger geworden, ein Ziel zu erreichen, etwa ein Tor zu verteidigen, als seines geschundenen Knies zu achten, so ist der erste verheißungsvolle Schritt aus dem Bannkreis des Abseitsbleibens getan, in den falsche häusliche Erziehung es nur zu leicht zieht.

Das einzige Kind hat zu Hause keine Gelegenheit, seine Leistung mit der anderer Kinder zu vergleichen. Hielt es sich eben noch für einen guten Schwimmer, weil Tante und Onkel allzu bereitwillig sein „Schwadern" im Wasser bewunderten, so sieht es bald, daß die mutigen Kameraden springen, tauchen, ausdauernder und schneller schwimmen. Es macht mit, tritt mit ihnen in Wettbewerb und lernt, was es heißt, seine Leistung sachlich zu bewerten.

Sport ist für beide Typen des einzigen Kindes günstig, für das schüchterne wie für das selbstbewußte. Das schüchterne Kind, das sich gern abschließt, verträumt ist und zu Minderwertigkeitsgefühlen neigt, gewinnt größere Freiheit des Auftretens, wenn es mit anderen Kindern zusammen ist. Der erste Anschlußversuch schlägt zwar oft fehl, weil das Kind mit den Formen, die es seiner erwachsenen Umgebung abgeguckt hat, auf die Altersgenossen zugeht und sich dabei lächerlich macht. Sobald es ihnen aber ihren Ton abgesucht und sich eigen gemacht hat, ist für das Kind alles gewonnen: gleichberechtigt wird es in den Kreis seiner Spiel- und Sportkameraden aufgenommen. Und nun der andere Typ des einzigen Kindes: zu Hause wurde alles gut und schön gefunden, was es tat; ein Kreis Erwachsener, zu Anerkennung bereit, umgab es immer. Mit Ueberlegenheit kommt es bei seinen Kameraden nicht weiter. Es muß sich umgewöhnen, was es denn auch bald tut, wenn es entdeckt, wie in sportlicher Frische und Gewandtheit die anderen ihm überlegen sind, und daß nur die Leistung zählt. Wie zahm wird es, wenn es sieht, was es noch alles aufholen muß, und wie gern beeilt es sich, bald ebenso schnell zu laufen und es auch sonst den andern gleichzutun.

Schneller als jeder Schul- und Unterrichtsgemeinschaft gelingt es dem Sport, das einzige Kind umzuwandeln. Er führt es zur Selbstzucht, die ihm aber nicht von außen durch einen Erwachsenen aufgezungen wird, sondern die einfach unerläßlich ist, sobald es mitmachen will. Und mittun will das instinktgesunde Kind. Nirgends kann es sich vor eigener Leistung so wenig drücken wie beim Sport; da gibt es keine Nachhilfe wie bei Schularbeiten, den Sprung auf dem Sportplatz muß es allein machen.

Körperlich kommt dem Kind jede Körperübung zugute, die es für sich betreibt; es kann ja auch allein schwimmen, Ball spielen, schlittern, eislaufen, seilspringen u. dgl. Gerade dem einzigen Kind aber bringt der Sport in Gemeinschaft besonderen Gewinn. Er erlöst es aus der Vereinsamung und aus der Launenhaftigkeit. Es kann sich nicht aussuchen, welchen Platz es einnehmen will. Im Lauffelde beim Schlagball hat es auf seinem Platz auszuhalten, gleichgültig, ob er ihm paßt oder nicht. Es darf nicht aufhören, wenn es gerade einen Augenblick keine Lust mehr hat, mitzumachen. Es ist eingespannt in eine Gemeinschaft und lernt, einmal nicht alles auf sich und seine Wünsche zu beziehen, sodaß es im späteren Leben kaum mehr benachteiligt ist gegen geschwisterreiche Kinder, die das alles in der Familie schon lernen können. Es ist auch charakterlich für das Leben gleichwertig gerüstet — ein Verdienst des Sportes, das oftmals übersehen wird!

Aus „Vita-Ratgeber"

Es ist besser eine Versicherung zu haben
und sie nicht zu brauchen,
als eine zu brauchen und sie nicht zu haben.
ZÜRICH Unfall

Politisches und Anderes

Subventionskürzungen?

Der Bundesrat hat vor, die jährlichen Subventionen für berufliches und hauswirtschaftliches Bildungswesen für das Schuljahr 1950/51 zu kürzen. 1946 wurden 9,5 Millionen, 1949 aber 14 Millionen dafür bestimmt, nun will man auf 12 Millionen zurückgehen. Eingespart sollen werden: an den Handelsmittelschulen 22 000 Fr., den Hochschul-Anstalten 185 000 Franken, den Stenographenkursen 15 000 Franken, an Ruhegehälter- und Fürsorgekassenbeiträgen 350 000 Franken. Der größte Einsparungsbetrag aber ist mit 580 000 Franken beim hauswirtschaftlichen Unterricht auf der Volksschulstufe vorgesehen. Kantone und Gemeinden — so meint man in Bern — sollen nun das ihrige tun, nachdem der Bund durch seine Subventionen den Weg geebnet. Als obligatorisch wurden diese hauswirtschaftlichen Kurse nur in 12 Kantonen erklärt. Die Kantone haben sich bis Ende September dazu auszusprechen. Man wird in Frauenkreisen zusehen müssen, daß diese Sparmaßnahmen nicht als Grund zum Abbau benutzt werden.

Um die Bundesfinanzreform

Diese Woche tagt in Bern eine Einigungskonferenz, die als „letzten Versuch" es zu unternehmen hat, die zwischen National- und Ständerat bestehenden Differenzen zur Bundesfinanzreform zu bereinigen. Bekanntlich hat der Bundesrat einen Vorschlag zur Uebergangslösung bekannt gegeben, der aber die Bundesversammlung als entscheidende Körperschaft ausschließt, eine Lösung, welche alle Parteien als nicht demokratisch ablehnten.

Immer ohne die Frauen!

Im Zürcher Kantonsrat hat die Beratung des neuen Schulgesetzes begonnen, das in 54 Sitzungen von der Vorbereitenden Kommission durchberaten worden ist. Mit 125 gegen 8 Stimmen wurde Eintreten auf die Detailberatung beschlossen. Da ein Schulgesetz wahrlich die Frauen angeht, haben sie durch Eingaben ausführlich Stellung zum Gesetzesentwurf genommen. Doch wie unnatürlich mutet es nachgerade an, daß weder im Rate noch in der Kommission Frauen mitarbeiten können; daß immer nur der mühsame und wenig erfolgreiche indirekte Weg begangen werden kann, statt daß am grünen Tisch Mann und Frau zusammen das neue nötige Gesetz bauen könnten.

Totale Fürsorge

Frau Péron, die Gattin des argentinischen Staatspräsidenten, hat ein großes soziales Hilfswerk aufgezogen. Die argentinische Deputiertenkammer hat diesem soeben einen einmaligen Staatsbeitrag von nicht weniger als 70 Millionen Pesetas zugesprochen (Grundstücke sollen erworben, Bauten ausgeführt werden). Die Opposition machte geltend, daß altbewährte private Hilfswerke, die früher subventioniert waren, nicht mehr bestehen können und daß Frau Pérons Werk politisch-propagandistischen Einschlag habe. Doch ihnen wurde von den Sprechern der Regierung bedeutet, daß „die Konzentration der Wohltätigkeit in einer Hand" durchaus wünschbar sei und die andern sich ja anschließen könnten... Man erinnert sich, aus dem Dritten Reiche früher sehr ähnliches vernommen zu haben.

Die allgemeine Wehrpflicht

ist im Staate Israel eingeführt worden. Alle Bürger zwischen 18 und 26 Jahren müssen zwei Jahre Dienst tun, das erste Jahr mit landwirtschaftlicher Arbeit in den befestigten Grenzsiedelungen, das zweite Jahr rein militärisch. Ob auch die Frauen einbezogen werden und in welcher Art, ist uns nicht bekannt.

Wann kommen sie zurück?

Einer Aussage des österreichischen Innenministers zufolge, sollen noch immer 10 000 österreichische Soldaten und 1000 österreichische Sanitäterinnen in russischer Kriegsgefangenschaft sein. Diese Frauen seien zur Arbeit in Kohlenbergwerken eingesetzt worden.

Margaret Mitchell †

In Atlanta (Georgia) ist die Verfasserin des weltberühmt gewordenen Buches „Vom Winde verweht" infolge eines Unfalles, erst 49jährig, gestorben. Einem Unfall zufolge ist sie Schriftstellerin geworden: sie konnte drei Jahre lang das Zimmer nicht verlassen und verfaßte in dieser Zeit der Zurückgezogenheit ihr auf großen Studien beruhendes Buch. Zu weiterem schriftstellerischem Schaffen kam sie nicht, da die Besorgung der vielen Auflagen und Uebersetzungen (in USA. allein wurden 4 Millionen des Buches verkauft) ihr ständig zu tun gab.

E. B.

Auf dem einsamen Hause lag von alters her ein Schankrecht, das der damalige Förster zu seinem und der Weimaraner Nutzen vortrefflich auszuüben verstand.

Eigentlich war es die Frau Försterin, der diese Ehre gebührte, Haus und Hof so wohl instand zu halten und es den Gästen behaglich zu machen, vorzüglich zu braten und zu backen, der Försterin und den Töchtern; der Alte kümmerte sich nicht groß darum, der hatte im Ettersberg sein Revier, das ihm Arbeit genug brachte, so daß er den ganzen Tag auf den Beinen war.

Wenn er spät von draußen heimkehrte, sah er es gern, wenn er noch ein paar Leute in dem Gastzimmer vorfand, zu denen er sich dann setzte, um noch ein Partiechen zu machen und zu paffen. Es war ein großer riesenstarker Mann, ein wahrer Wetterbär, der nichts im Kopf hatte, als seine Pflicht zu tun und von jedem, der mit ihm in Verbindung stand, zu verlangen, daß er die seine täte. Zu Hause hielt er strenges Regiment. Es war ihm nicht ganz recht, daß die Frau ganz Wirtsfrau geworden war. Da es aber einmal so gekommen, sollte auch das in Ordnung vor sich gehen.

„Daß du mir nicht knappst und geizt, wie das die Frauenzimmer an der Art haben", sagte er. „Einem jeden sein voll gerüttelt Maß, wie's ihm gebührt, nicht mehr und nicht weniger."

Er wollte nicht, daß es drunten in Weimar hieße, der alte Walter machte sich mit seiner Wirtschaft Geld.

„Wie sich's gehört, nicht mehr und nicht weniger."

Was aber mehr als die Redlichkeit des Alten zog, und ebenso wie die guten Werke der Försterin, wie der Kaffee und die Kräpfel und das selbst eingelegte und zu Zeiten auch selbst gebraute Bier und die saftigen Schinkenbrote und was es sonst noch gab, das waren die Kinder des Försters, die drei Mädchen.

Der Förster, der an seinen Mädchen mit einer Liebe hing, wie nur große, bärenhafte Menschen etwas Junges, Hübsches, Zierliches zu lieben verstehen, hatte seine Jüngste, die Ludowischen hieß, mit dem Kosenamen Schlimpimperlein umgetauft und die zweite, ein dunkeläugiges hübsches Mädchen, das nach der Mutter geartet war und tapfer mitwirtschaftete, rief er Luddeheadel und die Aelteste, die schon verheiratet war, hatte er ihr Lebtag nicht anders als Schmirankel genannt.

Und niemals rief er seine Töchter anders, als mit dem Namen, die er ihnen selbst gegeben. Von ihrer Kindheit an hatte er nicht leiden können, wenn irgend etwas an ihnen nicht sauber war. Sie hätten sich dem Vater nicht in einem befleckten Kleide, einer schmutzigen Schürze oder mit wirrem Haar zeigen dürfen, da konnte er ganz außer sich geraten, wenn er dergleichen an ihnen bemerkte.

Die allerliebste war ihm, wie das fast immer der Fall ist, die Jüngste, das Schlimpimperlein.

Das war ein dunkelblondes Mädchen, mit weißer Haut, einem weichen Gesichtchen, hellbraunen Augen und wie aus dem Ei geschält.

Sie war ein stilles feines Kind und wie mit einemmal ein blütenjunges vollkommenes Weibchen geworden, mit aller Klugheit und dem Selbstbewußtsein solch eines schönen Geschöpfchens. Der große bärenhafte Vater hing an diesem Mädchen mit einer fast demütigen Zärtlichkeit.

„Die hat mir keine trübe Stunde gemacht und ihrer Mutter auch nicht. Die ist so ruhig und wohlgesittet schon auf die Welt gekommen, nicht wahr, Alte?" sagte er wohl zu seiner Frau — „die war da, man wußte nicht wie.

Die Försterin mochte es wohl schon wissen, aber sie nickte immer dazu, wenn ihr Mann das Schlimpimperlein so lobte.

Es war zur Welt gekommen, als der Förster im Ettersberge beim Holzschlag war — und als er abends heimkam, lagen Mutter und Kind und schliefen ganz wohlgemut. Das hat er dem Schlimpimperlein nie vergessen können.

Als seine beiden Aeltesten geboren wurden, das war ihm jedesmal „verflucht nahe gegangen", wie er sagte.

Schlimpimperlein aber hatte ihm diese, wie er sie nannte, „gottverdammten Stunden" erspart.

Aber eine „gottverdammte Stunde" hatte ihm die Aelteste auch noch eingebracht, das war — als die Mutter zu ihrem Alten eintrat, der gerade sein Nachmittagsschläfchen gehalten hatte, und sagte: „Du, bei uns drüben ist der junge Adjunkt; mit mir hat er schon gesprochen — er will nun zu dir."

„Was will er denn?" brummte er verschlafen in den Bart.

„Na, Alter — was wird er denn wollen, du." Die Försterin legte ihm die Hand auf die Schulter und wollte ihn ein bißchen, halb in Verlegenheit, halb scherzend rütteln. Er stand aber wie ein Eichbaum.

„Du weißt's ja, Alter — der Adjunkt — tu doch nicht so!"

Aber der alte rührte sich nicht.

„Ich weiß gar nichts," brummte er.

„Du mein Gott — das mußt du ja doch längst wissen — das weißt du ja — die Schmirankel will er und hat eben sehr, sehr arig bei mir angefragt — und möchte nun zu dir herein."

„Laß mich," kam es hart zwischen den Zähnen, die die Pfeife hielten, heraus.

„Na, Alter, geh — tu doch nicht so. — Er steht schon draußen. Soll ich ihn denn nicht rufen — Alter?" sagte die Försterin ängstlich.

„Nein," sagte er und hielt sich steif und steifer.

„Na, du wirst doch nicht — der Schmirankel ihrem Glück im Wege stehen wollen — da hast du ja gar keine Veranlassung — denk doch, so eine Partie!"

„Geh mir weg!" brummte er. „Macht, was ihr wollt — das ist den Weibsleuten ihre Angelegenheit — Mich laßt's aus!"

Der Försterin war's, als wäre er dabei bleich geworden; — das mußte aber wohl eine Täuschung gewesen sein, bei so einer Gelegenheit. Aber er hatte den Hut genommen und war, ohne rechts oder links zu sehen, aus dem Hause gegangen, so daß die Försterin ihn noch aufhalten mußte, um zu fragen: „Na, was soll ich ihm denn aber sagen — du?"

„Was du willst! Mich sollst in Frieden lassen!"

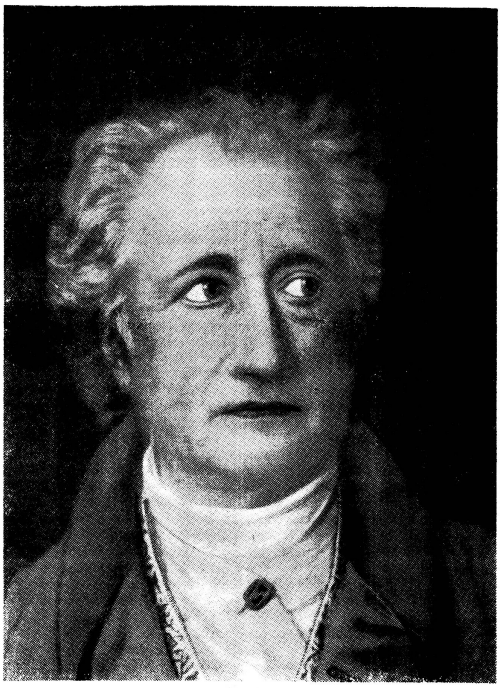
Und fort war er — und kam abends, als alle längst zu Ruhe gegangen waren, erst wieder heim —

Goethes Schweizer Freundeskreis

Der zweihundertste Geburtstag Goethes, den die Welt am 28. August dieses Jahres begeht, darf in der Schweiz im Bewußtsein einer besonderen Verbundenheit mit dem Dichter gefeiert werden. Denn mannigfache und enge Beziehungen haben zeitlebens zwischen Goethe und vielen seiner Schweizer Zeitgenossen bestanden. Fast alle bedeutenden Schweizer seiner Epoche hat er gekannt und manche von ihnen haben in seinem Dasein eine bedeutungsvolle Rolle gespielt. Seine Freundschaft mit Johann Caspar Lavater bildet ein ebenso beglückendes wie bitteres Kapitel in der Geschichte seines Lebens; sie ist psychologisch gesehen das Drama einer Liebe, die später in Haß umschlug und hinter der die Tragik zweier kompromißloser Wahrheitssucher steht, deren Wege nicht die gleichen sein konnten. Gegenüber dem leidenschaftlichen Gefühlsüberschwang dieser Freundschaft stehen die ruhige, auf einer gemeinsamen weltanschaulichen Basis festgegründete Verbundenheit des reifen Goethe zu Johann Heinrich Meyer von Stäfa, und das väterlich wohlwollende Verhältnis des großen alten Mannes von Weimar zu dem Genfer Frédéric Soret als festgegründete menschliche Beziehungen, die ihn bis an sein Ende begleiteten.

Als der junge Goethe im Juli 1775 nach der Rückkehr von seiner ersten Schweizer Reise an die Freundin Sophie von Laroche schrieb: „Mir ist's wohl, daß ich ein Land kenne wie die Schweiz ist. Nun geh mir's wie's wolle, hab ich doch immer da einen Zufluchtsort" — meinte er das in einem zwiefachen Sinne: er dachte dabei an das Land, das ihm das Erlebnis des Großen und Erhabenen in der Natur geschenkt und an die Menschen, die er in diesem Lande zu Freunden gewonnen hatte. Unruhe und jugendlicher Freiheitsdrang hatten ihn im Frühsommer jenes Jahres aus der Vaterstadt fortgetrieben. Nur zu gerne hatte er sich seinen genialischen Freunden, den beiden Brüdern Stolberg und dem stillen Grafen Haugwitz für eine gemeinsame Schweizer Reise angeschlossen, die ihn für eine Weile aus der Wohlgesetztheit des elterlichen Patrizierhauses in Frankfurt a. M. und aus den zugleich beglückenden und quälenden Banden des geliebten Mädchens Lili Schönemann entführte. Das menschliche Ziel dieser Reise aber war Johann Caspar Lavater in Zürich, mit dem Goethe schon seit geraumer Zeit in Briefwechsel gestanden und mit dem er sich bei der ersten persönlichen Begegnung in Deutschland 1774 zu einer leidenschaftlichen Herzensbruderschaft verbunden hatte. Nun nahm Lavater ihn mit offenen Armen in sein Haus auf. Der menschliche Einklang war ein vollkommener; gemeinsam arbeiteten sie an der „Physiognomik", und als Lavater einmal bei der Niederschrift einer Sonntagspredigt unterbrochen wurde, soll Goethe diese in Abwesenheit des Freundes so ganz in dessen Sinne vollendet haben, daß sie unverändert gehalten werden konnte. Auch Lavaters Zürcher Freundeskreis wurde ganz selbstverständlich zum Freundeskreis des Dichters, der in ihm überdies zwei seiner engeren Landsleute, den jungen Theologen Passavant und den begabten Musiker Christoph Kayser fand. Und da war Lavaters Bruder Diethelm, der Arzt, den Goethe von seiner Leipziger Studentenzeit her kannte, waren Pfenninger, Häfeli und Heß, die jüngeren Amtsbrüder des Pfarrhelfers, von denen der Gast besonders den kindlich-gläubigen Pfenninger ins Herz schloß; da war der junge Zeichner Heinrich Lips und vor allem Barbara Schultheß, die „Mannin" mit dem wachen klugen Geist und dem starken weiblichen Einfühlungsvermögen, die bei aller Zurückhaltung ihres Wesens — „sie spricht fast nichts, sie fühlt ohne Wortgepränge" hat Lavater sie einmal charakterisiert — Goethe gegenüber immer die „Herzliche" und die „Immergleiche" blieb, auch als er selber ihr in späteren Jahren mit betonter Kühle begegnete. Jahrzehntelang war sie eine der engsten Eingeweihten in sein Werk; ihr sandte er die erste Fassung der „Iphigenie" und des „Tasso", und die Urfassung seines großen Entwicklungsromanes „Wilhelm Meister", deren Manuskript er selber vernichtete, ist einzig in der Abschrift von Barbaras Hand der Nachwelt erhalten geblieben.

Daß der junge Dichter mit dem ehrwürdigen Patriarchen Bodmer, mit dem er einen Höflichkeitsbesuch austauschte, in keinen menschlichen Kontakt kommen konnte, ist angesichts der Verschiedenheit der Lebensalter und Temperamente nicht verwunderlich. Dagegen wurde es ihm wohl bei dem Musterbauern Jakob Guyer, dem „Chlijogg" auf



dem Katzenrüttihof, den er als „kein aus den Wolcken abgesenktes Ideal, Gott sey Dank, aber eins der herrlichsten Geschöpfe, wie sie diese Erde hervorbringt" bezeichnete. Lavater führte den Freund auch am 15. Juni 1775, an dem während der Fahrt über den See der erste Entwurf zum schönsten Zürichseegedicht der deutschen Literatur „Auf dem See" entstand, — nach Oberrieden zu seinem Amtsbruder Pfarrer Däniker, in dessen Hause er selber ein Arbeitszimmer besaß, das er scherzend seine „Kindbettstube" nannte. Oft mag später sein Blick auf jenen Zeilen freundschaftlicher Verbundenheit verweilt haben, die Goethe ihm hier an die Wand schrieb:

Bist du hier,
Bin ich dir
Immer gegenwärtig;
Machst du hier,
Machst mit mir
Deine Werke fertig.

Auch von Lavaters altem Freund, dem bekannten und geachteten Arzt Doktor Johannes Hotze in Richterswil wurde der Dichter mit warmer Herzlichkeit aufgenommen. Der leiderfahrene, gütige Mann empfand es als beglückend, in dem berühmten Verfasser des „Goetz" und des „Werther" einen liebenswerten, natürlichen jungen Menschen kennen zu lernen, dem Hochmut und steife Förmlichkeit fremd waren. Und ähnlich begeistert wie Hotze waren die meisten Angehörigen von Lavaters Freundeskreis. In welchem Maße Goethe die spontane Sympathie der Menschen zu erwerben wußte, bezeugt unter anderem der Brief, den der wackere Arzt nach dem Besuch des Dichters in Richterswil an Lavater schrieb: „Wenn ich nur diesen Mann noch eine einzige Stunde hätte sehen, hören, genießen können. Dem man's vom Haupthaar an bis zum Fußtritt hinab in allen Adern, Zügen, Bewegungen ansieht, daß er der Mann ist, der Werthers Leiden schreiben konnte. Er ließ ein Schnupftuch bei mir zurück, aber ich vermag es nicht, ihm's zurückzuschicken. Dieses Andenken seines Daseins bleibt bei mir."

Vier Jahre später kam Goethe, diesmal mit dem jungen Herzog Carl August von Weimar, zum zweiten Male in die Schweiz. Die Reise ging von Basel über Biel und Murten nach Bern und ins Berner Oberland, wo angesichts des Staubbaches von Lauterbrunnen das herrliche Gedicht „Gesang der Geister über den Wassern" entstand. Nach der Rückkehr aus den Bergen wurde die Stadt Bern ausgiebig besichtigt und die Bekanntschaft vieler damals dort lebender bedeutender Persönlichkeiten gemacht. Goethe besuchte u. a. den Pfarrherrn Samuel Wyttenbach, der zugleich der Begründer der bernischen naturforschenden Gesellschaft war und „von allen Bergen und Enden der Schweiz die Steinarten zusammengelesen" hatte, und dessen Amtsbruder Pfarrer Daniel Sprüngli, der ihm „höchst interessante ornithologische Sammlungen" zeigte. Dichter und Herzog unterließen es auch nicht, den berühmten Naturarzt Michel Schüpbach in Langnau aufzusuchen, der ihnen als ein höchst origineller Mann erschien, an dem Goethe „das gegenwärtigste Auge, das ich glaube gesehen zu haben" rühmte. Die Reise ging weiter nach Lausanne, wo die schöne Frau von Branconi, die ehemalige Geliebte des Herzogs von Braunschweig auf den Dichter einen ähnlich starken Eindruck machte, wie auf Lavater; durch den Jura und nach Genf. Hier wurde u. a. Lavaters Freund Diotati besucht und der Herr von Saussure, der eben an seinen «Voyages dans les Alpes» arbeitete, über die besten Wege durch Savoyen und das Wallis in dieser vorgerückten Jahreszeit (es war bereits anfangs November) befragt. Eine beschwerliche aber an großartigen Eindrücken überreiche Wanderung führte die Reisenden durch das Tal von Chamonix über den Col de Balme nach Martinach, Sitten und Leuk und danach über die Furka zum Gotthard. Am 15. November waren sie in Luzern, am 18. in Zürich, wo Goethe, indes der Herzog bei Herrn Ott zum Schwert Quartier bezog, von Lavater freundschaftlich aufgenommen wurde. Ueberall wurde er mit offenen Armen empfangen. Er und sein junger Fürst waren in jenen Tagen in manchem Zürcherhause zu Gast; sie besuchten „Chlijogg", Pfarrer Däniker in Oberrieden und Doktor Hotze in Richterswil, den Carl August nach Weimar zu berufen wünschte, was indes an der Ablehnung des wackeren, seiner Heimat und seinen Patienten allzu eng verbundenen Landarztes scheiterte. Auch den Idyllendichter Salomon Geßner und den originellen Salomon Landolt lernte Goethe damals kennen, und als er einmal im Garten des „Beckenhof" die Blumen und Sträucher betrachtete, bestaunte ein neunjähriger Knabe, der kurz zuvor über „Erwin und Elmire" Tränen vergossen hatte, ihn von ferne wie einen jungen Gott; es war David Heß, der später den alten Goethe mit der Biographie des Landvogts von Greifensee erfreuen sollte.

Die Begegnung mit Lavater bedeutete auch diesmal für den Dichter „Siegel und oberste Spitze der ganzen Reise", wenn auch Goethe sich schon damals über die Unvereinbarkeit seiner eigenen religiösen Haltung mit dem christlichen Mystizismus des Freundes im klaren war. Lavaters „Offenbarung Johannis" hatte ihm einen „fatalen" Eindruck gemacht, des Pfarrers Bekehrungseifer war ihm tief zuwider, aber der Mensch Lavater zog ihn wiederum völlig in den Bann seiner Persönlichkeit. „Er ist der Beste, Größte, Weiseste, Innigste aller sterblichen und unsterblichen Menschen, die ich kenne" schrieb er damals. Im Umgang mit ihm erlebte Goethe einen ungeahnten neuen Aufbruch des Herzens, was umso bedeutungsvoller war, als er zu diesem Zeitpunkt bereits Gefahr zu laufen schien, in seinen Beziehungen zu den Menschen vielfach in die kühle Distanziertheit des Höflings zu verfallen. Nun erfuhr er die Wirkung eines aufgeschlossenen, von jeder Herzensträgheit weit entfernten Geistes, der es wie kein zweiter verstand, die Seelen aus Stumpfheit und Dumpfheit aufzurütteln. „Es ist uns allen eine Cur, um einen Menschen zu sein, der in der Häuslichkeit der Liebe lebt und strebt. Erst hier geht mir recht klar auf, in was für einem sittlichen Tod wir gewöhnlich zusammen leben, und woher das Eintrocknen und Einfrieren eines Herzens kommt, das in sich nie dürr und nie kalt ist. Gebe Gott, daß wir unsere Seelen offen behalten, und wir die guten Seelen auch zu öffnen vermögen", lesen wir in einem Brief an Charlotte von Stein.

Daß Goethe als ein menschlich Gewandelter aus der Schweiz zurückkehrte, scheint in seinem Freundeskreis allgemein empfunden worden zu sein. Merck spricht davon in einem Brief an die Herzogin Amalie: „Goethe ist so gut wie ein Kind zurückgekommen, und auch an ihm sogar sieht man deutlich, was Verhältnisse auch auf den besten Menschen wirken können. Bei seiner Ministerschaft in Weimar ist er mir oft mit einer Trockenheit und Kälte begegnet, als ob ich aus einem alten Freunde ein subalterner Diener oder ein Supplikant geworden wäre. Lavaters Gegenwart hat Wunder getan."

Es ist ein tragisches Verhängnis, daß Goethe sich gerade von dem Freund, der ihm wie vielleicht keinem anderer mit dem Genie seines Herzens den Weg zu den Menschen gewiesen hat, in späteren Jahren am weitesten und unerbittlichsten entfrem-

So war es damals

Erinnerung an die Goethe-Woche 1932 in Weimar

Immer, wenn ich ernsthafte Goethe-Bewunderer sagen höre, es grause ihnen vor der ganzen Betriebsamkeit des Goethe-Konjunkturjahres 1949, denke ich: viel schlimmer als es in der zu Goethes 100. Todestag in Weimar veranstalteten Gedenkwoche war, kann es schließlich auch nicht werden. Was heute von dem neugegründeten amerikanischen „Goethedorf" mit seiner ganzen intellektuellen, künstlerischen und snobistischen Geschäftigkeit berichtet wird, das gab es bereits im März 1932 im idyllischen Städtchen an der Ilm, noch dazu mit dem echten Lokalkolorit. Damals wie heute fühlte die gesamte Kulturwelt sich verpflichtet, dem Genius Goethes zu huldigen; von überallher kamen Professoren und Schriftsteller angereist, um in vielen Zungen seinen Namen zu preisen (Thomas Mann fehlte ebensowenig wie in diesem Jahr); und die große offizielle Gedenkfeier in der Weimarhalle glich einer Völkerbundsversammlung, auf der sich der damalige Reichskanzler Brüning mit dem französischen Botschafter François-Poncet, dem russischen Volkskommissar Lunatscharsky und vielen andern politischen und sonstigen Berühmtheiten im Zeichen Goethes einträchtiglich zusammenfand, und manchem Goetheenthusiasten, der pietätvoll nach Weimar gepilgert war, mochte sich angesichts dessen, was sich an offiziellen Huldigungen, Reden, Musik und Theater in eine Woche zusammendrängte, nicht anders als dem Schüler im „Faust" der ehrliche Stoßseufzer entringen: „Mir wird von alledem so dumm, als ging mir ein Mühlrad im Kopf herum." Echtes und Falsches, Erhabenes und Lächerliches bot sich in buntem Durch- und Nebeneinander in der kleinen Goethestadt. Im Theater erlebte man neben herrlichen Aufführungen der Iphigenie und des Clavigo das unbeschreibliche Unbehagen einer aus Pietätsgründen „ungekürzten" peinlich-provinziellen Faustinszenierung, in der Emmi Sonnemann, die spätere Frau Göring, in blauem Dirndlgewande und blonden Hängezöpfen ein gekünstelt-treudeutsches Gretchen spielte und im Parkett ein paar uralte ordengeschmückte Würdenträger des ancien régime so gegen Mitternacht, als es noch lange nicht zu Ende war, wacker zu schnarchen begannen. In die an sich sinnvoll ausgedachte Huldigung, bei der in der Frühe des 22. März die gesamte Schuljugend Weimars, sonntäglich gekleidet, vor dem Haus am Frauenplan mit frischen Stimmen „Der Du von dem Himmel bist", „Sah ein Knab ein Röslein stehn" und „Ueber allen Gipfeln ist Ruh" sang, während durch die geöffnete Eingangstür im Flur, wo 100 Jahre zuvor der große Tote aufgebahrt gewesen war, eine mächtige weiße Marmorbüste Goethes sichtbar wurde, trug die moderne Betriebsamkeit der Ufa-Tonfilmwagen eine groteske Dissonanz. Deutsches Gemüt gepaart mit amerikanisierendem Reklame- und Geschäftsunwesen — das war es, was damals die Atmosphäre des sonst so beschaulich-verträumten Städtchens charakterisierte. Goethe hat es ahnungsvoll ausgesprochen: „Wenn ich nur nichts von Weimar hören sollte!"

Noch heute besitze ich einige als typische Zeugnisse des Goethe-Kultes der Weimarer Geschäftswelt aufbewahrte Erinnerungsstücke: das weißseidene Pochettli mit dem in einer Ecke in Schwarzdruck prangenden Haupte des Olympiers, den Goethe auf der einen und Faust und Mephisto auf der andern Seite zeigenden Schokoladentaler, das Parfumfläschchen mit dem handgemalten Goethe-Antlitz und die Geschenkpackung feinster Badeseife (made in Germany 1932) mit dem in dieses diskret duftende Material hineinmodellierten Profil des Dichters. Man sieht, die Goethe-Kitschindustrie hatte ihre große Zeit. In jener Märzwoche 1932 gab es in Weimar kaum einen Laden, der nicht dem, was er unter dem Genius Goethes verstand, auf seine Weise gehuldigt hätte. Wo immer der Blick in ein Schaufenster fiel, stieß er unweigerlich auf Goethe. Man begegnete ihm zwischen Melonen und Ananas, Kohlköpfen und erstem Frühlingsspinat, in der Umgebung von Perücken, Mundwasser, Zahnpasta, Zigarettenkisten, Büstenhaltern und ähnlichen Artikeln, und den Vogel schoß wohl jener Metzgermeister ab, der seine Auslage mit einer mächtigen Goethe-Büste aus — feinstem Schweineschmalz geschmückt hatte! Die Zuckerbäckergilde legte eine wahrhaft blühende Phantasie an den Tag; es gab Goethe-Waffeln, Marzipantorten mit dem Goethe-Schillerdenkmal oder dem Gartenhäuschen, und der Bäcker Schmid am Frauenplan bot gar als „besondere Spezialität Gretchenzöpfe" an! Das Gartenhaus en miniature mit einem Schitz im Dach war in jenem Jahr die beliebte Sparbüchse für's deutsche Haus, das Goethe-Schillerdenkmal zierte Spieldosen, Zündholzschachteln und dergleichen; man fand des alten Goethes ehrwürdiges Haupt in echtes Schweinsleder gepreßt auf Portemonnaies, Brieftaschen, Buchhüllen und Schreibmappen, und die Brosche und der Anhänger mit dem Bildnis des Dichters in verschiedenen Lebensaltern fehlten ebensowenig wie die handgemalten Goethe-Manschettenknöpfe, neben denen man nicht selten auch andere mit dem Kopfe Schillers und — „mir tut es in der Seele weh, wenn ich euch in der Gesellschaft seh" — Adolf Hitlers erblicken konnte! Der deutsche Spießer hatte, je nachdem ob er's mit der Literatur oder der Politik hielt, die Wahl. Daß damals im März 1932 bereits in manchen Buchläden Weimars neben den Werken von Goethe und Schiller „Mein Kampf" stand, daß man bei den Aufführungen im Nationaltheater bejahrten Damen der Weimarer Gesellschaft begegnen konnte, welche die ihre mageren Hälse züchtig verhüllenden Stehkragen mit einer Hakenkreuzbrosche geschlossen hatten, nahm man noch als bloße Geschmacks- und Taktlosigkeiten hin, ohne darin schon die kleinbürgerlichen Massensymptome der kommenden Barbarei zu erkennen.

Dennoch gab es neben so vielem, vor dem der große alte Mann sich angewidert abgewandt hätte, noch manches von jenem Weimar, das er geliebt und groß gemacht hatte. Noch stieß man ja in den Gassen des alten Städtchens auf die Spur von seinen Erdentagen, noch war da sein Heim am Frauenplan, in dem seine Sammlungen Zeugnis ablegten von seiner unendlich ehrfürchtigen Versenkung in Natur und Kunst, gab es die Häuser und Schlösser, in denen er freundschaftlich ein- und ausgegangen, hingen im Theater

dete. Das Jahr 1779 war die hohe Zeit seines Seelenbündnisses mit Lavater; in der Folge trat die Verschiedenheit ihrer Weltanschauungen immer deutlicher zutage und Goethes Liebe wandelte sich immer ausgesprochener in Abneigung und Haß gegenüber dem Schwarmgeist, als der ihm der Freund nun erschien. Als Lavater 1786 in Weimar war, fand er Goethe „älter, kälter, weiser, fester, verschlossener, praktischer" geworden, und dieser stellte fest: „kein herzlich, vertraulich Wort ist unter uns gewechselt worden und ich bin Haß und Liebe auf ewig los." Erst nach Lavaters Tod hat der Dichter die Echtheit und Stärke des Menschen- und Christentumes seines ehemaligen Freundes wieder erkannt und im letzten Teil von „Wahrheit und Dichtung" sein Bild gerecht und liebevoll gezeichnet.

Als Goethe 1797 zum dritten und letzten Male in die Schweiz kam, war an die Stelle des zerrissenen alten Freundschaftsbundes ein neuer getreten, der mit dem 11 Jahre jüngeren Heinrich Meyer von Stäfa. Der Dichter hatte den Schweizer Maler und Kunsthistoriker in Rom kennengelernt und ihn in der Folge nach Weimar gezogen, wo er ihm bis zu seinem Tode eng verbunden blieb. Im September 1797 besuchte er den damals in seiner Heimat Weilenden in Stäfa, vertiefte sich in wochenlanger ruhiger Arbeit mit ihm in die Kunst der Antike und italienischen Klassik und wanderte in seiner Begleitung ein letztesmal durch die Urschweiz bis zur Paßhöhe des Gotthard. In Zürich, wo er zu Beginn und Ende seines Schweizeraufenthaltes nur wenige Tage im „Schwert" wohnte, sah er von den alten Freunden nur den Doktor Diethelm Lavater und Barbara Schultheß, der gegenüber er jedoch, vermutlich infolge seines Zerwürfnisses mit dem ihr freundschaftlich nahestehenden Lavater, nicht mehr den alten herzlichen Ton fand. Andere Menschen, wie u. a. sein Patenkind, die an den Sohn des Dichters Geßner verheiratete Tochter Wielands, Buchdrucker Bürkli, Chorherr Rahn, Escher von der Linth und Freihauptmann Escher, auf dessen schönem Landsitz, der „Schipf" in Herrliberg, Goethe wiederholt zu Gast war, traten diesmal in seinen Gesichtskreis; es waren mehr oder weniger flüchtige freundliche Beziehungen, die seinen künstlerischen und naturwissenschaftlichen Bestrebungen Anregung boten und ihm den Aufenthalt in mancher Weise angenehm gestalteten.

Goethe hat nach 1779 die Schweiz nicht mehr betreten, aber er ist ihren Menschen verbunden geblieben. Neben dem Altersfreund Heinrich Meyer, jenem wackeren, durchaus nicht genialen, aber dem Großen und Schönen hingebend dienenden Manne, den Goethe auf dem Gebiete der klassischen Kunst als Autorität anerkannte und an dem er „eine himmlische Klarheit der Begriffe und eine englische Güte des Herzens" rühmte; neben Soret, dem er in seinen letzten Lebensjahren eine väterliche Sympathie entgegenbrachte und dessen Interesse für die Naturwissenschaften er besonders schätzte, hat er noch so manchen Schweizer freundlich und wohlwollend bei sich aufgenommen und mit seiner Persönlichkeit bezaubert, wie etwa den jungen Theologen Georg Christoph Tobler, den Verfasser des „Hymnus an die Natur", oder Fellenbergs Sohn, der ihm die Erziehungsgedanken seines Vaters nahebrachte. Daß Goethe für den menschlichsten seiner Schweizer Zeitgenossen, für Heinrich Pestalozzi, der ein Leben lang vergeblich um seine Anerkennung gerungen hat, (und auf dessen Ideen auch Fellenbergs Arbeit weitgehend fußte) kein Verständnis aufbringen konnte, ist tragisch; immerhin ist des großen Menschenfreundes persönlicher Appell an den großen Dichter: „O Goethe in deiner Kraft! Ist das nicht deine Pflicht? O Goethe, daß deine Bahn nicht ganz Natur ist! Schonung der Schwachheit, Vatersinn, Vaterzweck, Vateropfer im Gebrauch seiner Kraft, das ist reine Höhe der Menschheit", — nicht ganz ohne Wirkung geblieben, denn in der Väterlichkeit des reifen Wilhelm Meister ist zweifellos etwas vom Vatersinn Pestalozzis zu finden.

Daß Goethe, wenn er von der Leistung eines Zeitgenossen überzeugt war, mit Anerkennung und Förderung nicht kargte, haben viele Schweizer erfahren dürfen, wie etwa der Bildhauer Trippel, den er in Rom kennen lernte, die Maler und Zeichner Lips, Lory, Diogg und vor allem Heinrich Füßli, dem er sich in bewundernder „Fernfreundschaft" verbunden fühlte. Dem Historiker Johannes von Müller ist er zeitlebens in echter Hochachtung und Dankbarkeit verbunden geblieben. Und noch der alte Goethe freute sich am liebenswürdigen Talent des welschen Malerpoeten Rodolphe Toepffer und an David Heß' Biographie des Landvogts von Greifensee, des „wundersamsten Menschenkindes, das vielleicht auch nur in der Schweiz geboren und groß werden konnte."

„Wer nicht die Welt in seinen Freunden sieht, verdient nicht, daß die Welt von ihm erfahre". Vergegenwärtigt man sich dieses Wort aus dem Tasso im Hinblick auf Goethes Beziehungen zu den Schweizern, so wird klar, wie sehr gerade die Nachfahren von Goethes Schweizer Zeitgenossen, heute alle Ursache haben, das Andenken des Dichters, der zu Lebzeiten seinen Schweizerfreunden als „der reinsten Menschen einer und der größten" erschien, in Dankbarkeit zu begehen. Wie die Schweiz und die Schweizer ein Stück seiner Welt ausmachten, so soll heute, da die Menschheit seinen zweihundertsten Geburtstag begeht, „die Welt Schweiz" von ihm erfahren, als von dem Genius, dessen Werk sie immer wieder ehrfürchtig empfängt und dessen Humanität, zu der sich seit je die besten Schweizer bekannt haben, als ein Lebendiges und Bleibendes auf sie wirkt.

Maria Nils

Goethe und Felix Mendelssohn

Felix Mendelssohn war knapp zwölf Jahre alt, als ihn sein gestrenger Lehrer, der alte Zelter in Berlin, nach Weimar brachte. Zelter war Goethes musikalisches Orakel, aber der Weimarer Minister und Geheime Rat schätzte nicht nur das Urteil, sondern auch die unbestechliche Gradheit des alten Musikmeisters und stieß sich nicht an den Ecken und gelegentlichen Derbheiten des originellen Kauzes. Man kann sich vorstellen, wie Zelter darauf brannte seinen wundersam begabten, auf allen geistigen Gebieten unbegreiflich frühreifen Schüler dem Großen von Weimar zuzuführen. Beglückt, aber auch besorgt, daß sie ihn auf Wochen von sich lassen muß, spricht die Mutter von „ihrem kleinen Schlingel" und Fanny, die ältere Schwester, mahnt: „Wenn Du zu Goethe kommst, sperre Augen und Ohren auf, ich rate es Dir, und kannst Du bei Deiner Rückkehr nicht jedes Wort aus seinem Munde erzählen, so sind wir Freunde gewesen..."

Daß Felix Augen und Ohren aufsperrte, lesen wir aus jeder Zeile, die er nach Hause schrieb. Und das Erlebte ist heute noch nicht verblaßt, es zeigt uns den alten Herrn, dem die Besucher stets mit Ehrfurcht nahten, liebenswürdiger und liebenswerter, als in irgend einer Schilderung aus der Feder Erwachsener. Felix schreibt unterm 6. November 1821 „... Jetzt hört Alle, Alle, Alle zu. Heut ist Dienstag. Sonntag kam die Sonne von Weimar, Goethe an. Am morgen gingen wir in die Kirche, wo der 100. Psalm von Händel halb gemacht wurde. Nachher ging ich zum „Elephanten", wo ich Lucas Cranachs Haus zeichnete. Nach zwei Stunden kam Prof. Zelter „Goethe ist da, der alte Herr ist da!" — Gleich waren wir die Treppe herunter in Goethes Haus. Er war im Garten und kam eben um eine Hecke herum. Er ist sehr freundlich, doch alle Bildnisse von ihm finde ich nicht ähnlich; nachher ging ich noch eine Stunde mit ihm und Prof. Zelter. Dann zu Tisch. Man hält ihn nicht für einen Dreiundsiebziger, sondern für einen Fünfziger. Nach Tisch bat sich Fräulein Ulrike, die Schwester der Frau von Goethe, einen Kuß aus und ich machte es ebenso. Jeden Morgen erhalte ich vom Autor des Faust und des Werther einen Kuß und jeden Nachmittag vom Vater und Freund Goethe zwei Küsse. Bedenkt!"

Goethe's Wohlwollen galt nicht nur dem liebenswerten Knaben, dieser fühlte bald, daß der große Mann sich lebhaft für seine Kunst interessierte. Er verlor bald alle Scheu und gab sich mit seiner natürlichen Munterkeit. Als Goethe den „kleinen Berliner" zum ersten Mal einer Gesellschaft von Gästen vorstellte, die er eigens zu diesem Zweck geladen hatte, machte er sich den Spaß, mit Hilfe Zelters seinen kleinen Freund auf die Probe zu stellen, die er mit freien Fantasien über gegebene Themen, mit der Wiedergabe jedes von Goethe gewünschten Orchesterstücks, mit Ablesen ihm unbekannter Manuskripte, darunter eins von Beethoven, das von schwer lesbaren Korrekturen wimmelte und obendrein mit dem Aermel verwischt war, zuguter letzt mit der Wiedergabe einiger Bachscher Fugen, die Goethe besonders liebte, glänzend löste. Leuchtenden Auges stand der große Dichter neben dem kleinen Musiker, dessen Knabenhände mit unübertrefflicher Sicherheit die Tonflut meisterten. Aber nur nichts merken lassen, nur keinen Dünkel, keine Ueberheblichkeit aufkommen lassen! Hinter neckenden Scherz versteckten die beiden Alten ihr Lob. Aber der kleine Liebling blieb unverändert natürlich. Als man sein Klavierquartett — Felix selbst saß am Flügel — aufgeführt hatte, sprang er in den Garten und ließ die Herren über Wunderkinder philosophieren. Selbstverständlich wurde er auch an den Hof befohlen, und hatte, wie seine Mutter schreibt, ‚die Dreistigkeit" vor dem Erbgroßherzog, der Großfürstin von Rußland und den Prinzessinnen zu fantasieren. Auch Hummel, der bedeutendste Schüler von Mozart, befand sich bei den Zuhörern. Die Damen bei Hofe trieben es so arg, daß Goethe ärgerlich zu Zelter sagte: „Die Weiber hier verderben mir noch den Jungen."

Aber Felix nahm es mit der Kunst zu ernst, um sich den Kopf verdrehen zu lassen und wenn er sich ihr, oft stundenlang vorspielend, gewidmet hatte, schließlich etwa drei damals beliebte Weisen zu einer Fantasie kunstvoll durcheinander flechtend, sprang er auf und jagte sich mutwillig mit den jüngeren Damen des Hauses durch das Zimmer. Goethe hatte seine Freude an dem mutwilligen Treiben der Jugend und hielt seinen Berliner Besuch so lang als möglich fest.

„Alle Nachmittag", berichtet Felix, „macht Goethe das Streichersche Instrument mit den Worten auf: Ich habe Dich heute noch gar nicht gehört, mache mir ein wenig Lärm vor, und dann pflegt er sich neben mich zu setzen und wenn ich fertig bin, ich fantasiere gewöhnlich, so bitte ich mir einen Kuß aus, oder nehme mir einen. Von seiner Güte und Freundlichkeit macht Ihr Euch gar keinen Begriff, ebenso von dem Reichtum, den der Polarstern der Poeten an Mineralien, Büsten, Kupferstichen, kleinen Statuen, großen Handzeichnungen hat. Daß seine Figur imposant ist, kann ich nicht finden. Doch seine Haltung, seine Sprache, sein Name die sind imposant. Einen ungeheuren Klang der Stimme hat er und schreien kann er wie 10 000 Streiter. Sein Haar ist noch nicht weiß, sein Gang ist fest, seine Rede sanft. Dienstag wollte Zelter nach Jena und von da nach Leipzig abreisen. Sonnabend war Adele Schopenhauer, die Tochter, bei uns und wider Gewohnheit blieb Goethe den ganzen Abend. Die Rede kam auf unsere Abreise und Adele beschloß, daß wir alle hingehen und uns Professor Zelter zu Füßen werfen sollten und um ein paar Tage Zugabe flehen. Er wurde in die Stube geschleppt und nun brach Goethe mit seiner Donnerstimme los, schalt Professor Zelter, daß er uns mit nach dem alten Nest nehmen wollte, befahl ihm still zu schweigen, uns hier zu lassen, allein nach Jena zu gehen und wieder zu kommen und schloß ihn so von allen Seiten ein, daß er alles nach Goethes Willen tun wird." Nun brach ein Sturm des Dankes über Goethe herein und Felix schließt: „... ich glaube wäre er nicht zu Hause gewesen, wir hätten ihn nach Hause begleitet, wie das römische Volk den Cicero nach der ersten katilinarischen Rede."

So blieb denn vorläufig alles beim alten und Felix spielte mehr als zu Hause, gelegentlich mit Unterbrechungen bis zu acht Stunden im Tag. „Nicht wahr, wenn Goethe mir sagt: „Mein Kleiner, morgen ist Gesellschaft, da mußt auch Du uns vorspielen, da kann ich nicht sagen: Nein? ..." schreibt Felix in diesen Tagen nach Hause. Zum Abschied gab Goethe seinem „kleinen Berliner" ein rotes Kästchen, das ein silbernes Medaillon mit dem Bild des Dichters enthielt.

Ein Jahr später ist Felix mit seinen Eltern wieder ein paar Tage in Weimar und die Mutter hat ein Wort Goethes festgehalten: „Du bist mein David, sollte ich krank und traurig werden, so banne die bösen Träume durch Dein Spiel, ich werde auch nie wie Saul den Speer nach Dir werfen."

Goethe verfolgte aus der Ferne mit größter Teilnahme den weiteren Entwicklungsgang seines Felix, wie ihn der alte Zelter schilderte. Und als er vernahm, daß unter Felix' Leitung in Berlin Bachs Matthäuspassion ihrer fast hundertjährigen Vergessenheit entrissen worden war, schrieb Goethe an Zelter: „Es ist mir als wenn ich von ferne das Meer brausen hörte."

Im Jahre 1830 entschlossen sich die Eltern, ihren Sohn ins Kunstland Italien zu entlassen. Vorher sollte er sich zu seiner Romfahrt den Segen des Dichters erbitten. Felix fand, als er Ende Mai nach Weimar kam, den alten Herrn im Aeußeren unverändert, aber anfangs etwas still und wenig teilnehmend. „Da kam zum Glück die Rede auf die Frauenvereine in Weimar und auf das „Chaos", eine tolle Zeitung, die die Damen unter sich herausgaben. Auf einmal fing der Alte an, lustig zu werden und die beiden Damen zu necken mit der Wohltätigkeit und dem Geistreichtun und den Subskriptionen und der Krankenpflege die er ganz besonders zu hassen scheint, forderte mich auf, auch mit loszuziehen und da ich mir das nicht zwei mal sagen ließ, so wurde er erst wieder ganz wie sonst und dann noch freundlicher und vertraulicher als ich ihn bis jetzt kannte. Er schimpfte auf die allgemeine Sehnsucht der jungen Leute, die so melancholisch wären, zog über die Ausstellungen, den Verkauf von Handarbeiten für Verunglückte los, wo die Weimarerinnen verkauften und man Nichts bekommen könnte, weil die jungen Leute alles unter sich vorher bestimmten und dann versteckten bis die rechten Käufer kämen. Nach Tisch fing er auf einmal an „Gute Kinder — hübsche Kinder, müssen immer lustig sein — tolles Volk" und dabei machte er Augen wie der alte Löwe wenn er einschlafen will. Dann mußte ich ihm vorspielen und er meinte, wie das sonderbar sei, daß er so lange keine Musik gehört habe, nun hätten wir die Sache immer weiter geführt und er wisse Nichts davon; ich müsse ihm darüber viel erzählen „denn wir wollen doch einmal vernünftig miteinander sprechen" ... Mendelssohns Aufenthalt war auf zwei Tage berechnet gewesen. Davon wollte Goethe nichts wissen. Felix schreibt: „Er meinte, ich würde wohl nichts versäumen, wenn ich etwas länger bliebe und er mich einlade jeden Tag zum Essen zu kommen, wenn ich nicht anderswo sein wollte, wie ich denn nun bis jetzt jeden Tag da war und ihm gestern von Schottland, Hengstenberg, Spontini und Hegels Aesthetik (Felix hörte Kolleg bei Hegel) — erzählen mußte, wie er mich dann nach Tiefurth mit den Damen schickte, mir aber verbot nach Berka zu fahren weil da ein schönes Mädchen wohne und er mich nicht ins Unglück stürzen wolle und wie ich denn so dachte, das sei nun der Goethe von dem die Leute einst behaupten werden, er sei gar nicht eine Person, sondern er bestehe aus mehreren kleinen Goethiden — da wär ich wohl recht toll gewesen, wenn mich die Zeit gereut hätte."

Jeden Vormittag nahm Goethe, der Einundachtzigjährige! eine Musikstunde. Da mußte ihm Felix Stücke von allen großen Komponisten nach der Zeitfolge vorspielen und erklären, wie sie die Sache weiter gebracht hätten. Dabei saß er in einer dunklen Ecke, „wie ein Jupiter tonans und blitzte mit den alten Augen." Von Beethoven wollte er zunächst nichts wissen. Aber Mendelssohn ließ nicht locker und spielte den ersten Satz von Beethoven, c-moll-Sinfonie. Goethe brummte vor sich hin: „Das bewegt gar nichts, das macht nur Staunen, das ist grandios" und meinte dann: „Das ist sehr groß, ganz toll, man möchte sich fürchten das Haus fiele ein, und wenn das nun alle die Menschen zusammen spielen."

Nach Tisch pflegte Goethe mit Felix zu plaudern, ihm Kupferstiche zu zeigen und zu erklären. Auch lud er wieder Gäste ein, obwohl er nur noch selten Gesellschaft bei sich sah. Man sollte das Spiel von Felix bewundern, das er mit seinem Lieblingswort als „ganz stupend" bezeichnete. Dann bat er Schönheiten aus Weimar zusammen und mahnte, recht die Cour zu machen. Wer von Abreise sprach, den brummte er an: „Ich muß erst ordentlich anfangen mit ihm zu sprechen, denn der ist über seine Sache so klar und da muß ich ja vieles von ihm lernen." Er fand, Weimar sei eigentlich das Reiseziel seines jungen Freundes und er könne nicht einsehen, was er da entbehren und an den tables d'hôtes finden solle.

Felix blieb und hatte es nicht zu bereuen, denn er erlebte einen Tag, an dem Goethe besonders mitteilsam war, über vielerlei sprach, über Stendal, Walter Scott, Iffland, Kotzebue, „über dessen Menschenhaß und Reue sich noch jetzt alle Damen totweinen, wenn auch so mancher Herr sich dabei im Kopfe kratzt." Dann kam er auf Schiller, über dessen Schaffen er bedeutsame Worte fand, zuletzt auf den Herzog. Das führte ihn darauf, wie alles Geistige in Weimar wie in einem Brennpunkt zusammen kam. „O", rief er aus, „könnte ich nur bald einen vierten Band Leben schreiben; aber man kommt ja nicht dazu vor Botanik und Wetterkunde und all dem anderen dummen Zeug, das einem kein Mensch danken will." Mit jugendlichem Feuer beschwor er das Jahr 1775 herauf, erinnernd, was damals sich alles regte und bewegte: „Ja, da war es wie im Frühling, wo alles drängt und keimt und so mancher Baum noch kahl steht, andre schon Blätter haben: Alles das Jahr 1775!"

Dann ließ er sich von dem freudig bewegten jungen Künstler noch einmal seine Lieblingsstücke von Mozart, die Fantasie in c-moll, ein Trio von Haydn, ein Capriccio von Weber vorspielen. Andern Tages gab Goethe ihm einen Bogen des Manuskriptes vom Faust mit der Widmung: „Dem lieben jungen Freunde F. M. B. kräftig zartem Beherrscher des Pianos zur Erinnerung froher Maitage 1830 J. W. v. Goethe."

Goethe ließ dem Scheidenden durch Ottilie dringend empfehlen, daß er öfters schreiben und so seine „liebenswürdige Gegenwart" erneuern möge. Zuerst in München, dann ein Jahr später in Rom faßte Felix den Mut an Goethe selbst zu schreiben. Mit Humor schildert er das Treiben der jungen deutschen Künstler in Rom, die „mit langen Haaren, übergeklappten Hemdkragen auf altdeutschen Röcken, Tabackspfeifen und Bullenbeißern erscheinen. Der großen Meister wegen und Etwas zu lernen scheinen sie nicht nach Rom gekommen. Rafael dünkt ihnen schwach und Tizian bloß ein guter Kolorist."

Dazu bemerkt Goethe, als er mit Eckermann über Felix' Brief spricht: „Niebuhr hat recht gehabt, wenn er eine barbarische Zeit kommen sah. Sie ist schon da, wir sind schon mitten drin, denn worin besteht die Barbarei anders als darin, daß man das Vortreffliche nicht anerkennt." Und an Zelter, dem er von dem „allerliebsten ausführlichen Brief" Mendelssohns erzählt: „Für den ist nun weiter nicht zu sorgen, das schöne Schwimmwams seines Talents wird ihn auch durch die Wogen und Brandungen der zu befürchtenden Barbarei hindurchführen." Das Schwimmwams seines Talents! Man sieht, Goethe hat nicht nur an dem unfehlbaren Klavierspieler mit dem nie versagenden Gedächtnis Anteil genommen, er hat sich ebenso für Mendelssohn, den Tondichter interessiert. Mit großer Freude vernahm er, daß Felix auf der italienischen Reise seine „Walpurgisnacht", an der sich Zelter vergeblich versucht hatte, in Angriff nahm.

Felix blieb seinem Wesen, seiner Kunstauffassung treu. Er ließ sich nicht dazu verleiten Wahrheit im Unbeherrschten, vulkanisch Subjektiven zu suchen. Seine Schöpfung blieb im Goetheschen Sinne rein und wahr. In Paris ereilte ihn die Kunde von Goethes Tod. „Goethes Verlust", schrieb er an die Eltern „ist eine Nachricht die einen wieder so arm macht! Wie anders sieht das Land aus. Es ist so eine von den Botschaften, die mir nun beim Namen Paris immer einfallen werden, und deren Eindruck mir durch alle Freundlichkeit, alles Sausen und Brausen und das ganze lustige Leben hier nicht verlöschen wird."

Anna Roner.

* Nach einer Broschüre von 1871 „Goethe und Felix Mendelssohn-Bartholdy, von Karl Mendelssohn (dessen Sohn).

---

die eigenhändigen Skizzen zu seinen Inszenierungen, stand noch der Gingobilobabaum, den er gepflanzt und im west-östlichen Diwan besungen hat. Und wer an einem dieser sonnigen Märztage durch die im ersten jungen Grün prangende Allee nach Tiefurt ging, wer auf dem Wiesenweg zum Gartenhäuschen an der Ilm pilgerte, der erlebte den gleichen ewig-jungen Zauber der Landschaft, deren Anmut sein Auge Jahr für Jahr beglückt in sich aufgenommen hatte.

Mochte man damals mit einigermaßen gemischten Gefühlen an die imposante Schar der hundert in- und ausländischen Delegationen mit der Reichsregierung an der Spitze denken, die sich am 22. März 1932 genau in der Sterbestunde Goethes vor hundert Jahren in feierlicher Prozession unter Polizeiaufgebot und dem Schnellfeuerwerk der Photographen und Tonfilmleute zur Fürstengruft bewegte, und am Sarge des Dichters prunkvolle Kränze niederlegte, — wichtig und wesentlich war jenes andere: daß eine Woche lang unübersehbare Scharen unbekannter Menschen still in das offene Haus am Frauenplan traten und einen Augenblick schweigend am Eingang des Sterbezimmers verweilten, wo sich am Boden neben dem Lehnstuhl, in dem Goethe den letzten Atemzug getan hat, eine Fülle bescheidener kleiner Sträußchen erster Frühlingsblumen häuften, rührende Zeugnisse einer echten, unbefohlenen Pietät. Und wer auf den Gesichtern dieser Menschen, der alten, oft mühsam gehenden Leute, der Mütter, die mit ihren Kindern gekommen waren, der jungen fast verlegen dastehenden Burschen und Mädchen die wortlose Ehrfurcht sah, die sie an dieser Stelle empfanden, der fand hier die echteste und lebendigste Ehrung des großen Menschen und guten Geistes von Weimar.

So war es damals. Und wie wird es diesmal sein?

M. Ns.

BAHNHOFBUFFET
Zürich

Schulkind und Kinobesuch

In seiner Untersuchung: „Das Schulkind außerhalb der Schule", die Hans Cornioley auf Grund einer Umfrage der Schuldirektion der Stadt Bern und des Lehrervereins Bern Stadt 1938 durchgeführt hat, berührt er auch das Thema: Schulkind und Kinobesuch.

Als Endergebnis, auf das wir zum Zwecke der Aufklärung, der Vertiefung des Verständnisses und der Hilfe am gefährdeten Kinde näher eintreten werden, hält der Verfasser fest, daß der unerlaubte Kinobesuch vieler Schulkinder als Tatsache vorliegt. Das Gesetz erweist sich vielfach als unwirksam. Er führt aus (Seite 131):

„Dabei legen wir weniger Gewicht auf die von einigen Seiten bemängelten Kindervorstellungen mit ungesunden Filmen von Starkindern als auf die Feststellung, daß es Kinos gibt, die nicht nur entgegen den gesetzlichen Bestimmungen Schüler zulassen, sondern ihnen sogar zu Animierzwecken freien Eintritt gewähren."

Der Grund, warum ein Teil unserer Schuljugend das Bedürfnis zum Kinobesuch hat, liegt in einem gewissen Sensationshunger. Während die Mädchen diesen mit Vorliebe beim Besuch der Shirley Temple-Filme befriedigen, ziehen die Knaben die Wildwestfilme vor. Beide Arten von Filmen, obwohl es sich dabei um solche für Kinder handelt, wirken ungünstig auf das kindliche Gemüt. Sie wecken falsche Ideale und ziehen den kindlichen Sinn ab von dem Wert einer schlichten täglichen Pflichterfüllung.

Anders liegt der Fall bei Kulturfilmen, wenn diese den geistigen Horizont des Kindes nicht übersteigen. Von ausgesprochen schädlicher Wirkung aber ist der Besuch von Sensationsfilmen, die für die Erwachsenen bestimmt sind. Die Phantasie wird mit Inhalten belastet, die das kindliche Gemüt völlig zu überfluten drohen. Es hat weder die sittliche Kraft, sich gegen schädliche Einflüsse zu wehren, noch das entwickelte sittliche Urteilsvermögen, wonach es günstige gegen ungünstige Einwirkungen abgrenzen könnte. Dem kindlichen Sinn ist in der Regel zugänglich, was ihn befriedigt, was ihm im Augenblick gefällt. Das Moment des Vorausdenkens fehlt noch und die Folgen, die ein bestimmtes Handeln hat, können noch nicht ermessen werden. Darum bedarf ein Kind der Führung durch seine Erzieher. Diese leiten es kraft ihres eigenen sittlichen Urteilsvermögens und der vernünftigen Einsicht an die zukünftige Lebensplanung, bis es selbst die Fähigkeit hat, sich selbst zu führen. Das Kind ohne erzieherische Führung, das sich von seiner Lust treiben läßt und diese zum Maßstab des Verhaltens macht, ist im Falle des Zauberlehrlings. Ohne Bedenken werden Eigenschaften geweckt und genährt, und das Zauberwort fehlt, ihnen nachträglich Einhalt gebieten zu können. Sie reißen den jungen Menschen immer mehr und mehr in ein genußsüchtiges Leben hinein.

Wenn ein Kind sich verbotenerweise in ein Kino einschleicht, so sind weder Kinobesitzer noch die Eltern unmittelbar daran beteiligt. Doch kann ihr Verhalten mittelbar die Lust angefacht und sie damit zu Mitverantwortlichen gemacht haben. Wir fragen: Welches ist die Veranlassung gewesen? War es der Kinobesuch der Eltern, ihre Kinobegeisterung? Waren es die ausgestellten Bilder? Kommen ältere Kameraden als Verführer in Frage oder aufreizende Geschichten? Wahrscheinlich haben verschiedene Faktoren zusammengewirkt. Außer Frage steht auf jeden Fall, daß es sich um ein erzieherisch nicht kontrolliertes Verhalten handelt. Ganz unbeteiligt ist die Erziehung nie, wenn solche Dinge möglich sind. Schon die Entstehung des Bedürfnisses kann mit einem Unbefriedigtsein in der häuslichen Atmosphäre zusammenhängen. Nicht selten würde man in solchen Fällen feststellen können, daß es dem Kinde nicht nur an Aufsicht, sondern auch an wirklicher Wärme und Geborgenheit fehlt. Ein wirklich geborgenes Kind würde kaum Bedürfnis nach verbotenem Kinobesuch empfinden, normale seelische Veranlagung vorausgesetzt. Die seelische Heimatlosigkeit ist der Boden, auf dem verbotene Früchte besonders gut gedeihen, was alle Eltern stets bedenken sollten. Es liegen ein Versagen oder auch eine erzieherische Verantwortungslosigkeit vor, wenn die Atmosphäre nicht den guten Nährboden für das Kind bietet, den es für sein gesundes Wachstum braucht.

Erzieherisch unverantwortliches Verhalten liegt auch dann vor, wenn die Eltern ihr Kind in ungeeignete Filme mitnehmen oder ihm Geld geben, damit es diese allein oder mit Kameraden besuchen kann. Sie wissen nicht, was sie tun. Leichtsinn, Gedankenlosigkeit oder die Verblendung durch die Genußsucht lassen sie die Fahrlässigkeit ihres Verhaltens nicht erkennen. Weil sie selbst in der augenblicklichen Befriedigung eines Bedürfnisses Genuß finden und diesen im Leben höher werten als alles andere, ziehen sie auch ihr Kind auf den gleichen Weg.

Unverantwortliches Verhalten haben wir aber nicht nur auf der Seite der Eltern festzustellen, sondern wie schon bemerkt auch auf derjenigen der Kinobesitzer. Viele nützen das vorhandene Bedürfnis für ihre eigenen Zwecke aus, indem sie die Kinder an sich zu ziehen versuchen, sehr oft dadurch, daß sie diesen unerlaubterweise freien Eintritt gewähren.

Von dieser Unverantwortlichkeit sprechen folgende Bemerkungen: aus dem im Schulamt Bern eingegangenen Material.

„... auf jeden Fall wissen die Manager Shirley-Templerei, wie man die Jugend einwickelt."

„Der Kino Tivoli läßt Kinder ungeniert ein ..."

„Viele gehen auch abends. Als gute Reklame gestatten unsere Kino den Schülern oft freien Eintritt, wenn sie lange genug warten."

„In fast allen Kinos wird den Schülern vielfach freier Eintritt gewährt."

„In verbotene Abendvorstellungen gehen vier (gemeint: vier Kinder). Ihnen werden öfters Gratisplätze zu Reklame-Zwecken abgegeben." (Tivoli, Splendid, Bern.)

Auch wenn die Abgabe von Gratis-Plätzen nicht nach Geschäftsmacherei aussieht, so kann dahinter doch die Absicht stecken, die Kinder früh ans Kino zu binden, um sie später umso sicherer zu seinen Besuchern zählen zu dürfen.

Es wäre halbe Arbeit geleistet, wenn wir uns mit der Feststellung der nichtleinsollenden Zustände, wie sie bestimmt nicht nur in Bern, sondern auch in andern Städten vorliegen, begnügen würden. Diese ruft eindringlich nach Abhilfe.

In Anbetracht der Tatsache, daß die Freizeit der Kinder ein Gebiet ist, das die Eltern, die Schule und die Oeffentlichkeit etwas angeht, sind die zu ergreifenden Maßnahmen dreifacher Art. Es gibt solche, die von den Eltern, solche, die von der Schule und solche, die von der Gemeinde oder dem Staat ausgehen. Alle sollen sich gegenseitig unterstützen.

Von der Schule ist zu erwarten, daß mit unermüdlichem Ernst die sittlich erzieherische Tendenz gepflegt wird, daß durch Aufklärung des Unterscheidungsvermögens zwischen einem guten und einem nicht empfehlenswerten Weg gebildet wird, daß durch eigens veranstaltete Freuden, wie der Schulkino sie verschaffen kann, dafür gesorgt wird, daß die Kinder nicht nur verstandesmäßig, sondern auch seelisch eine Befriedigung erfahren.

Das Elternhaus ist in erster Linie dazu bestimmt und auch in der Lage, in den Kindern den Sinn für schlichte Lebensfreude zu wecken. Wie schon angedeutet geht die beste Wirkung weniger von Worten als von einem Milieu aus, das Geborgenheit, Halt und Befriedigung verschafft. Um ein solches Milieu aber schaffen zu können, müssen die Eltern Menschen mit sittlicher Verantwortung und selbst nicht dem Genuß ergeben sein. Um zu werden, was sie als Eltern sein sollen, müssen sie bereit und fähig sein, sich selbst zu erziehen. Wir sind uns bewußt, daß wir damit eine Forderung aufstellen, die in vielen Fällen ein nicht zu verwirklichendes Ideal bleiben wird. Und doch muß es klar ins Auge gefaßt werden.

Vom Gemeinwesen ist strengere Ueberwachung der Kino zu verlangen. Gesetze müssen nicht nur erlassen werden, sie wollen auch befolgt sein. Und dafür hat der Staat unbedingt zu sorgen, wenn Recht Recht sein und bleiben soll. Wenn nötig, sind die Strafbestimmungen bei Uebertretungen zu verschärfen. Es muß dem Staat an der Einhaltung des Gesetzes, daß Kinder vom Kinobesuch fernzuhalten seien, etwas gelegen sein. Denn sind nicht die Kinder die künftigen Bürger, die sein Schicksal bestimmen? Er ist der Zukunft des Volkes schuldig, für Wohlergehen zu sorgen. Dieses wird vorbereitet durch Erziehung der Kinder zu lebens-, arbeits- und gemeinschaftstüchtigen Menschen.

Wenn verschiedene Faktoren bei der Abhilfe zusammenwirken müssen und der Einzelmensch nicht viel tun kann, so darf er es doch nicht an dem wenigen, das ihm möglich ist, fehlen lassen. Er sät auf Hoffnung und das Gedeihen ist nicht mehr seine Sache.

Dr. E. Brn.

Revision der AHV.?

Die Schlußwoche der Sommersaison des Nationalrates hat einige überraschende Abstimmungsresultate gebracht. Trotz der bestimmten Ablehnung durch den Vorsteher des Eidgenössischen Volkswirtschaftsdepartements nahm der Nationalrat mit deutlichem Mehr zwei Postulate und eine Motion an, die eine Revision der AHV bezweckten. Den Kreis der für den Rentenbezug Berechtigten möchte man während der Uebergangszeit erweitert sehen. Es sind die alten Sparer und Rentner, wie auch die Witfrauen, die eine etwas großzügigere Behandlung erfahren sollen.

Die Volksvertreter erwiesen sich über die Stimmung im Volk und die tatsächlichen Härten der AHV besser unterrichtet, als der Bundesrat, der sich darauf beschränkte, den Standpunkt des Bundesamtes für Sozialversicherung zu vertreten. Die überwältigende Zustimmung zum großen Sozialwerk der AHV hatte beim Volk nicht den Sinn, daß das Gesetz nun für alle Zeiten tabu — ein Rühr-mich-nicht-an — bleiben solle; mancher hätte diese oder jene Bestimmung lieber anders gefaßt gesehen, aber es ging vorerst einmal darum, unter Hintanstellung von Sonderwünschen das Fundament zu legen. Es ist gute Schweizer Art, beim Bau von etwas Neuem nicht zu übermarchen; vor einer gewissen „Großzügigkeit" steht bei uns die Solidität, und man kann nicht sagen, daß unser Land schlecht gefahren sei damit. Zu diesem konservativen Grundzug hat sich aber noch immer auch die Bereitschaft gesellt, Geschaffenes zu verbessern, wenn die Erfahrungen es als erwünscht erscheinen ließen. Eine Revision vereinzelter Bestimmungen der AHV bedeutet in keiner Weise eine „Abschätzung" des vor zwei Jahren angenommenen Gesetzeswerkes; es manifestiert sich darin lediglich die gesunde fortschrittliche Gesinnung, auf Erreichtem mit Bedacht und Umsicht weiterzubauen.

Vereinigung zum Schutze des Mittelstandes

Der grüne Garten

Weder die rote Ueppigkeit der Rosen noch der süß duftende Jasmin offenbaren uns den Sommer in seinem ganzen verschwenderischen Reichtum. Erst wenn wir ein Blatt aus der Buchenhecke zwischen den Fingern zerreiben, strömt uns in seinem Duft so richtig die ganze herbe Fülle eines warmen Sommertages entgegen. Erst wenn wir an einem lauen Abend durch gemähte Wiesen gehen, über denen tief und schwer der Atem des frischen Heues liegt, wissen wir etwas vom Wesen des Sommers. Und auch dann gibt die Natur sich nicht ganz wie in der Reife des Herbstes. Immer behält sie auf dem Grund ihrer Seele etwas zurück, das niemand kennt. Denn der Sommer ist unerschöpflich reich. Wenn man ihn malen möchte, wie man den Winter weiß malt, den Herbst bunt und den Frühling von einem zarten, blauen Rosa, so gäbe es keine andere Farbe für ihn als Grün. Grün in allen Tönen, in jeder Schattierung und von jedem Glanz. Alle andern Farben; das zarte Elfenbein der Zimmetblüte, das kecke Rot der Salvia, das strahlende Blau des Rittersporns, ja sogar der wolkenverhängte graue Himmel an schwülen Gewittertagen haben nur den einen Zweck, das Grün des Sommers hervorzuheben aus allen vergangenen und kommenden Jahreszeiten. — Denn der Sommer ist grün — von einem herrlich bunten Grün wie bloß die Natur es hervorzaubern kann. Denn wollte eine Frau sich in so verschieden schillerndes Grün kleiden — es wäre schreiender Mission. Nur in der Natur vertragen sich die Farben so bunt nebeneinander, ohne daß eine der andern wehe tut. — Wenn man im Gras liegt unter dem großen Apfelbaum, entdeckt man im kleinen Garten Dinge, die man in der großen Welt nie beachtet hat. Da tragen plötzlich die Gräser verschiedene Tönung: Vom dunklen Grün der Stiele heben sich die Rispen fast rot ab. Und die kleinen Kleeblätter sind von einem ganz matten, bläulichen Grün. Wenn sie aber größer werden, entdeckt man an ihrem Rand ein feines, zartrotes Zäckleln wie eine zierliche, gehäkelte Spitze. Auch der Nußbaum ist grün. Aber es ist eine satte, warme Farbe, die viel Licht durchläßt, während die dicken Blätter der Kastanien die Sonne gleichsam in ihren breiten Schatten aufnehmen. Unter der mit blauem Silber bestäubten Tanne bauscht sich zierlich

Zum Hausangestelltenproblem

Wege und Auswege

In Nr. 18 und 26 des Schweizerischen Frauenblattes wurde wieder einmal das Angestelltenproblem aufgerollt. Cläre Neumann entwickelt den Versuch einer Lösung und schlägt einen Weg vor, der auch in unserem Lande seit langem beschritten wurde und wie viel anderes zu keiner spürbaren Lösung der Angestelltennot führte. Der vorgeschlagene Weg ist zu kostspielig und hilft zahlenmäßig nur wenig. Dem Problem näher steht Brigitte von Rechenberg in ihren Ausführungen.

Die Hausangestelltennot ist zurückzuführen auf die ganz andere Lebensgestaltung und Weltanschauung unserer Zeit gegenüber der früheren. Darüber hinweg schauen heißt Vogel Strauß-Politik treiben und diese treiben heute noch sehr viele Hausfrauen. Es hieße offene Türen einrennen, wollten wir über diese Feststellung, die wir täglich machen, einmal mehr schreiben.

Tatsache ist, daß ein großer Teil von Hausangestellten immer noch ohne jegliche berufliche Vorbildung in eine Stelle kommt, ferner, daß es Hausfrauen gibt, die immer auf lange Zeit eine gute Angestellte haben und nach deren Weggang wieder eine gute Wahl treffen.

Tatsache ist ferner, daß immer noch die Meinung besteht und zwar in namhaft, bedeutenden Kreisen, Haushalten brauche nicht gelernt zu werden und daß dieser Arbeit vorab die Unbegabten, die irgendwie „Verschüpften" zugeführt werden können. Die Hausfrau ist ja froh, auch ein derartiges Mädchen zu nehmen, wenn sich kein anderes findet.

Die Löhne sind heute ungerecht verteilt. Die jungen, beruflich ganz unerfahrenen Mädchen verlangen viel zu hohe Löhne und die Hausfrau, welche auf Hausangestellte angewiesen ist, muß sie bezahlen, auch wenn sie es kaum kann (hierher gehört auch das Kapitel „Italienerin").

Zur einigermaßen erfolgreichen Lösung des Hausangestelltenproblems gibt es heute folgende Wege:

Anpassung der beruflichen Ausbildung an diejenige anderer Berufskreise, vorab Förderung und Ausbau der Haushaltslehre, Vorbildliche Haltung als Arbeitgeberin, Handhabung der Bestimmungen der nun überall bestehenden Normalarbeitsverträge, besonders durch eine gesinnungsmäßig hohe Interpretation der Vorschriften, Einführung von Weiterbildungskursen für Hausangestellte, Erziehung der weiblichen Jugend zur eigenen Fertigkeit in allen Gebieten der Haushaltführung. Hiefür bilden der Hauswirtschafts- und der Handarbeitsunterricht, der Fortbildungsunterricht und die vielen Kurse reichliche Grundlagen und Auswege. Den Frauen ist gerade im Gebiet der Hauswirtschaft die Möglichkeit gegeben, durch ihre eigenen Töchter ihren Haushalt und den anderer Hausfrauen und Mütter zu entlasten. Durch eine entsprechende Heranziehung der Töchter zur Hausarbeit während einer bestimmten Zeit, vor, während oder nach der Berufslehre oder dem Studium, sei es im eigenen, sei es in einem andern Haushalt. Der junge Mann muß seine Bildungsbahn durch seine militärischen Pflichten ebenfalls unterbrechen. Intelligente, geistig bewegliche Mädchen würden sofort eine Entlastung bringen und für ihr eigenes Leben viel gewinnen. Sie würden als Vorbild und Beispiel auf viele wirken.

Der Versuch eines Ausweges fiel letztes Jahr bei uns gut aus. Es war die Schaffung von Haushaltpraktika. Vormittags (und teilweise auch 1 bis 2 Nachmittags) Hilfe im Haushalt, am Nachmittag Besuch von Kursen aller Art. Das Einrichten des Kursprogramms, das Anpassen von Ein- und Austritt bei den verschiedenen Kursschulen verursachen einige Mühe und vor allem Anpassungsfähigkeit von Seite der Hausfrau und der Praktikantin. Es erforderte bei den Hausfrauen eine gewisse Großzügigkeit. Die Praktikantinnen stammten aus den verschiedensten Lebens- und Berufskreisen. Es konnte überlasteten Hausfrauen und solchen, die nicht auf eine ganztägige Hilfe angewiesen sind, geholfen werden. Aber auch hiefür braucht es Aufklärung. Jede Neuerung bedingt sie, ganz besonders auf dem Boden der Hauswirtschaft. Es braucht Kenntnis der Verhältnisse bei beiden Teilen, es erfordert Arbeit, was heißen will, Zeit.

Rosa Neuenschwander.

Pic-Fein Kochfett solls sein!!

Um im Sommer nicht schlaff zu werden ... Ovomaltine-kalt ... Ebenso erfrischend wie kräftigend.
Dr. A. Wander A. G., Bern

hat sich aber später mit dem Adjunkten ganz gut befreundet, trotzdem in der ersten Zeit eine stehende Redensart bei ihm war: „Für fremde Leute seine Kinder erziehen, das fehlte mir." —

Schmirankels Hochzeit war noch ein böser Tag für den Riesen, ein Tag, den er in allen Ausdrücken, die ihm zu Gebote standen, verfluchte. Dann ging es aber besser, als er dachte.

Schmirankel kam oft von Weimar herauf, allein und mit dem Manne, und das waren allemal Festtage. Schmirankel, die manchmal übellaunig gewesen war, benahm sich, wenn sie zu Besuch war, wie die gute Stunde selbst und der Adjunkt war wie ein Sohn. „So ein großer fix und fertiger Sohn ist mir mit einemmal ins Haus gekommen," sagte der Vater einmal schlau zur Mutter — als hätte er etwas ganz besonders Ueberraschendes ausfindig gemacht.

Försters waren glückliche Leute und galten auch dafür.

Möchte wissen, wenn da oben im Rödchen ruppiges Volk gesteckt hätte, oder eine einsame alte Wirtsfrau mit einer schmutzigen Kellnerin, ob da das Rödchen so einen Zulauf gehabt hätte, wie zur Zeit, als das Glück und das Behagen selbst dort wohnte; als da oben nicht getnappst und gezpart wurde, als sie da oben noch Blumen zogen und der Garten in einem Flor stand, daß man seinesgleichen hätte suchen können. In dem Garten, in den stillen ländlichen Lauben, da saßen des Nachmittags die alten Damen beim Kaffee und die unverbesserlichsten unter ihnen machten ihr Partiechen miteinander. — Wie der Flor im Rödchen duftete und die zarten Verbenen und die Büschel Reseda, die am Wege hin wuchsen, das findet man nirgends mehr so, und die alten Damen wurden von Anna, die im Hause Ludischevadel hieß, so verständig und brav bedient, daß sie alles Lobes voll waren. Frau von Goethe, als Frau Geheimrätin von Goethe und auch als Mamselle Vulpius ging gar zu gern hinauf ins Rödchen, und die Schopenhauern und Adele. Auch dem Arthur Schopenhauer hatte es das Rödchen angetan, er spazierte mit Vorliebe, wie mir das Ratsmädchen, die Röse, in ihren alten Tagen erzählt hat, auf der großen aufsteigenden Wiese umher, die sich neben dem Rödchen, von Tannen umsäumt, bis zu den vollzweigigen Buchen des Ettersberges hinaufzieht und von der aus man einen wunderhübschen Blick auf Weimar hat; aber der Arthur Schopenhauer kehrte auch mit Vorliebe bei Försters ein und man neckte ihn ein wenig mit Walters Ludischevadel, von der er gesagt haben soll, daß sie das einzige vernünftige Frauenzimmer in ganz Weimar sei.

Für das junge Volk und die lebhafteren Gemüter standen Bänke und Tische außerhalb des Blumengartens unter einer hohen Linde, die mächtig aufgewachsen und die uralte Dorflinde des vergessenen Dörfleins Roda war, wie man erzählte.

Wenn diese Linde im Rödchen blühte, dann gab's ein Fest für jung und alt.

Unter der Linde war seit undenklichen Zeiten schon der Boden gedielt und manches Tänzchen hat der alte Baum, der nun längst gefallen ist, mit angesehen. Zur Lindenblütenzeit tanzten unter den Blüten die Menschen und oben zwischen den Blüten die Bienen und die Vögel flogen ein und aus und die Fiedeln klangen, daß es eine Lust war.

Die Lauben, zu denen die schmalen Wege durch die Blumen und die überhängenden Beerensträucher führten, waren eben nur für die alten, vorsichtigen Damen, wenn die aber abends nach Hause gegangen waren, da nisteten sich allerlei lose Vögel dort ein, die die Abendkühle nicht scheuten, wie es die alten Damen taten.

Manchmal hatten die Försterin und die Töchter wirklich alle Hände voll zu tun, da war kein Fleckchen unbesetzt.

Und wenn abends der Förster heimkam, rief es ihm von allen Bänken entgegen: „Prost, Herr Förster!, und hie und da machte man ihm Platz und er setzte sich mit dem vergnügtesten Gesicht von der Welt.

Das hatte er gern, so einen Empfang, und die Gäste hatten alle den Riesenmenschen gern. Niemand hatte etwas gegen ihn, und das wußte er, das war sein Stolz.

Es war ein prächtiger Riese der Förster, und sah, wie er schon ein gut Stück über die Fünfzig hinaus war, so frisch und mächtig aus wie ein Stück Hochwald; er war so ein rechter Forstteufel und unangekränkelt.

Wenn er etwas sagen wollte, riß er zuvor den Mund hoch auf, daß seine gesunden Zähne glänzten, und schaute sich die Leute vergnügt an und dann schnappte er erst wieder zu und fing zu sprechen an.

Wer ihn sah, der wurde guter Laune.

Nur nachmittags, nach dem Schläfchen, war ihm eine Weile nicht zu trauen.

Die alte Madame Kummerfelden, die ihrer Zeit in Weimar, Leipzig und Hamburg eine recht angesehene Schauspielerin gewesen war und jetzt auf ihre alten Tage unten in Weimar eine Nähschule gegründet hatte, die sehr in Flor und Achtung stand und die sie in ihrem eigenen kleinen Hause abhielt, das „am Entenfang" hieß, weil es an einer Schleuse des Lottenbaches lag, bis zu der die Enten von der Lottenmühle ihre Reisen ausdehnen konnten, — diese alte Madame Kummerfelden, die oft, wenn sie ihrem großen Freund, dem Förster, nach seinem Schläfchen in den Weg lief: „Da geht er umher wie ein brüllender Löwe und sucht, welchen er verschlinge."

So war es auch, er bahnte dann gern mit aller Welt an und suchte Streit, und wer im Hause irgend konnte, der ging ihm dann aus dem Wege.

(Fortsetzung folgt.)

Spruch

Wenn im Unendlichen dasselbe
sich wiederholend ewig fließt,
Das tausendfältige Gewölbe
Sich kräftig ineinander schließt,
Strömt Lebenslust aus allen Dingen
Dem kleinsten wie dem größten Stern
Und alles Drängen, alles Ringen
Ist ewige Ruh in Gott dem Herrn.

Goethe
(aus Zahme Xenien)

Hotel Augustinerhof

St. Peterstraße 8 / ZÜRICH / Tel. 25 77 22

Zentrale Lage

Ruhiges, angenehmes Haus
Behagliche Räume
Gepflegte Küche

Leitung: Schweizer Verband Volksdienst

ein kleiner, japanischer Ahorn. Die zartgefiederten Blätter haschen wie Händchen nach dem Licht, und wenn sie es ergreifen, verwandelt es sich in ein ruhig wärmendes Rot, mit dem sich die grüne Pflanze wie mit einem leichten Ueberwurf bedeckt, so daß die ursprüngliche Farbe nur noch verhalten durchschimmert. An der Mauer schlingen sich die wilden Reben in fröhlich grüner Unbekümmertheit und ihre glänzenden Blattspiegel werfen das Licht vielfach zurück. Daneben scheint der Lebhag düster und schwarz. — In den windbewegten bräunlichen Apfelbäumen lachen die kleinen runden Früchte noch so richtig bubenhaft grün und übermütig. Erwartungsvoll blinzeln sie in die Sonne. —

Die Grüne des Gartens bei all ihrem bunten Glanz ist von wohltuender Gelassenheit und Stille erfüllt. Begütigend und mildernd umfängt sie den Ruhesuchenden und lehrt ihn schauen, lehrt ihn erkennen, welch beglückende Vielfalt ihre Einheit umschließt.

Cl. H. nn.

Gegen die dritte Schnapswelle

Erfolg der Tanzabende im „Karli"

Aus dem 41. Jahresbericht des Zürcher Frauenvereins für alkoholfreie Wirtschaften für 1948, erstattet von Fräulein Marie Hirzel, Präsidentin des Verwaltungsrates:

„Als erstes dürfen wir voller Freude berichten, daß die Tanz- und Unterhaltungsabende für Jugendliche im Alter von 18 bis 25 Jahren, welche wir vom 21. Februar bis 29. Mai und vom 2. Oktober bis 12. Dezember 1948 in unserm Restaurant zu Karl dem Großen durchführten, bei der Jugend Zürichs immer weiter großen Anklang finden und sehr gut besucht werden. Anfänglich erschienen zwar viele Neugierige, um sich das „neue Dancing" anzusehen, aber nach und nach wurden sie zu Stammgästen und genießen mit heiterm Sinn diese paar frohen Stunden in fröhlichem Kreise. Leider hat der Saal nur 120—130 Plätze, so daß mehr als die Hälfte der Herbeiströmenden zurückgewiesen werden muß. Die Veranstaltungen selbst verliefen, von wenigen Ausnahmen abgesehen, immer harmonisch.

Nach wie vor leitet die Vereinigung Ferien und Freizeit für Jugendliche in vorbildlicher Weise diese Anlässe. Die Darbietungen sind überaus reichhaltig und tragen viel zum Gelingen bei; sie werden teilweise vom Spielring der WFF., vielfach aber von beigezogenen Künstlern bestritten.

Bei 45 Veranstaltungen zählten wir 6341 Besucher; pro Gast wurde zu Fr. 1.15 konsumiert. Die Eintrittspreise sind bescheiden und betragen heute Fr. 1.10 pro Person.

In der Schweizer Presse und weit über unsere Landesgrenzen hinaus hat dieses alkoholfreie Dancing in seiner sauberen und gepflegten Atmosphäre und mit seinen niedrigen Preisen ein lautes Echo ausgelöst und viele andere Städte wollen diese Idee aufgreifen. In Basel ist dies schon mit Erfolg geschehen. Wir können uns unsern „Karli" ohne diese schöne Aufgabe nicht mehr vorstellen und danken unsern dortigen Vorsteherinnen von Herzen, die mit viel Verständnis die große Mühe auf sich genommen haben, der Jugend zu dienen. Auch der WFF. gebührt unsere herzliche Anerkennung und unser Dank für ihre Mithilfe. Der Erfolg dieser Tanz- und Unterhaltungsabende hat angehalten und bestätigt stets aufs neue, wie groß das Bedürfnis der Jugend nach guter, fröhlicher Unterhaltung ist. Wir freuen uns über den Ausspruch von Philius im Nebelspalter: „Man lasse also die Jugend tanzen, aber man entschwüle ihr den Tanzraum."

Aus dieser ersprießlichen Zusammenarbeit mit der WFF. scheint eine neue Aufgabe herauszuwachsen, die Schaffung eines Jugendhauses in Zürich. Ein solches Zentrum, das die Jugendlichen anzieht und den Eltern Vertrauen einflößt, ist eine dringende Notwendigkeit. Es möchte zum Bollwerk werden gegen andere nicht wünschbare Vergnügungsstätten und zugleich durch schöne Freizeitwerkstätten, Klub-, Spiel- und Lesezimmer den Jugendlichen Weiterbildung, Unterhaltung und frohe Geselligkeit bieten. Ein Kreis von Freunden der Jugend soll dafür gewonnen werden, unser Verein will sich auch dafür einsetzen, und so hoffen wir zuversichtlich auf die Verwirklichung dieser schönen so notwendigen Aufgabe."

Bäuerinnenhilfe

Vermittlung von Flick- und Haushalthilfen

Zwei Gründe haben uns im Herbst des Berichtsjahres veranlaßt, in Zusammenarbeit mit den kantonalen Landfrauenvereinigungen eine Vermittlung von Bauerntöchtern für kurzfristige Aushilfe zu organisieren. Einerseits werden im Herbst immer eine Anzahl Bauerntöchter im elterlichen Betrieb frei und könnten gut für einige Wochen oder Monate eine Beschäftigung auswärts annehmen, nicht zuletzt auch, um ein paar Franken zu verdienen. Ohne gute Vermittlung in Bauernbetriebe werden sie sofort von nicht bäuerlichen Arbeitgebern angestellt. Anderseits haben wir im Bauernstand Arbeitskräftemangel. Gewiß, in erster Linie im Sommer, in der strengen Zeit. Aber wenn niemand gefunden werden kann und deswegen so manches im Haus für den Winter liegen bleiben muß, sind die Bäuerinnen froh, wenigstens dann eine Hilfe anzustellen, wenn eine solche zu finden ist.

Im Rahmen dieser Vermittlung konnten im Laufe des Winters vom Sekretariat des SLVB 36 Töchter placiert werden. Die Anstellungsbedingungen wurden von Arbeitgeber und Arbeitnehmerin direkt geregelt. Der Taglohn schwankte neben freier Station zwischen 3 und 6 Franken. Ueber 5 Franken wurden dort bezahlt, wo die Tochter in Abwesenheit der Bäuerin den Haushalt selbständig führen mußte. Einige Anfragen konnten von uns nicht berücksichtigt werden, weil der Arbeitgeber keinen oder nur einen geringen Barlohn ausrichten konnte und der Schweizerische Landfrauenverband über keinen Hilfsfonds verfügt, die Töchter anderseits auf einen Barlohn angewiesen waren. Solche Arbeitgeberinnen wurden auf geeignete Hilfsinstitutionen aufmerksam gemacht.

(Aus dem Jahresbericht des Schweizerischen Landfrauenverbandes.)

Eine Haushaltungsschule auf neuer Grundlage

Es stehen uns immer weniger Haushaltungs-Bildungsstätten für den privaten Haushalt im Internat zur Verfügung und doch füllen sie eine wichtige Lücke im Bildungsgang des Mädchens aus. Umso anerkennenswerter ist es, daß die in ihrer Art einzig dastehende Haushaltungsschule „Kreuz" Herzogenbuchsee, statt sich ebenfalls aufzugeben, eine Umstellung in ihrem Lehrgang vorgenommen hat. Sie paßte sich den Ansprüchen der Neuzeit an und führt vom Herbst dieses Jahres hinweg neben dem sechsmonatigen Kurs einen dreimonatigen durch. Dieser hat zum Ziel, durch den entsprechenden Unterricht die jungen Mädchen auf methodisch richtige Art zu praktischen Arbeiten anzuleiten und sie zu einer freudigen, sinnvollen, auf christlicher Grundlage stehenden Lebensführung heranzubilden. Der Unterricht, der den Forderungen des Schulplanes für den hauswirtschaftlichen Fortbildungsunterricht angepaßt wurde, soll der eigenen oder fremden Haushaltführung dienen.

Der Kurs dürfte, wie dies zum Beispiel bei der Haushaltlehre der Fall ist, von einzelnen Gemeinden und Kantonen als teilweiser oder ganzer Ersatz des hauswirtschaftlichen Fortbildungsunterrichtes anerkannt werden.

Der schon lange bestehende sechsmonatige Kurs wurde entsprechend erneuert. Er sieht eine Reihe neuer Fächer vor. Für angehende Sozialarbeiterinnen, Pflegerinnen oder Mitarbeiterinnen im alkoholfreien Gastgewerbe und Gemeindehaus bietet sich Gelegenheit, Praktika im Spital, bei der Mütterberatungsstelle, im Kindergarten und im alkoholfreien Gast- und Gemeindehaus zu absolvieren.

Beide Kurse, welche ein Kursgeld von Fr. 360.—, bzw. Fr. 600.— vorsehen, sind aber auch als gute Allgemeinbildung zu werten. Weitere Auskunft über die willkommene Bildungsstätte gibt die Berufsberatung gerne.

R. N.

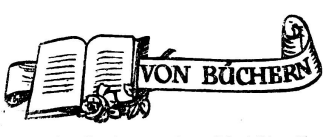
Kleine Rundschau

Im Europa-Rat,

d. h. an dessen Straßburger Tagung wurde u. a. angeregt, einen europäischen „Gerichtshof zur Wahrung der Menschenrechte", dem eine Untersuchungs-Kommission angegliedert wäre, zu schaffen. Von verschiedenen Seiten wurde betont, daß eine zu bildende Föderation der europäischen Staaten, also ihre wirtschaftliche und politische enge Zusammenarbeit, die Existenzfrage für Europa bedeute. Churchill setzte sich dafür ein, möglichst bald auch Vertreter Westdeutschlands in den Rat zu berufen.

32 000 Geistliche in der Sowjetunion

Theologieprofessor Fascher von der Universität Halle, der bei einem Besuch in der Sowjetunion das dortige kirchliche Leben studiert hat, beziffert in einem Reisebericht die Zahl der Kirchen in Rußland mit 34 000, die der Geistlichen mit 32 000. „Nach stürmischen Jahren des Kampfes und der Auseinandersetzung", so berichtet er, „ist eine ruhige, stetige Aufwärtsentwicklung zu verzeichnen, die dem tiefreligiösen Charakter des Völkers Rußlands entspricht. Sollten die russisch-orthodoxen Kirchen neben einem etwas starren Ritual zu einer zeitnahen Verkündigung sich lebendig entwickeln (das Verlangen nach einer solchen wird ja im Anwachsen der Baptistengemeinden deutlich), so wird man auch den Kreis der Jugend gewinnen, die heute infolge ihrer Schulerziehung auf diesem Gebiet noch unwillend, aber nicht feindlich ist. Im übrigen lebt jede Kirche nicht von weltlicher Protektion, sondern von der Glaubenskraft und dem Bekennermut ihrer Mitglieder. Daß es daran auch in schwierigen Zeiten nicht gefehlt hat, davon überzeugten wir uns auf unserer Reise."



Strindberg-Brevier, aus dem Schwedischen übertragen von Charlotte Lilius. Rascher Verlag, Preis Fr. 8.50.

Es ist eine Sammlung von Ausdrücken und Ausschnitten aus Strindbergs Werk und Leben, die zu seinem 100. Geburtstag herausgekommen sind. E. T. Csokos sagt in seiner Einleitung, daß wir vielleicht zwei Weltkriege brauchten, um Strindberg verstehen zu lernen. Jedenfalls finden sich in den ausgewählten Ausschnitten viele, die uns sicher heute näher treffen, als dies noch vor 30 Jahren möglich gewesen wäre.

Leuchtende Schweiz, im Rascher Verlag, Zürich. Preis Fr. 18.50.

Josef Reinhart hat die von seiner tiefen Liebe zur Heimat zeugende Einleitung geschrieben, Dr. E. Künzli die kurzen Begleittexte zu den 48 farbigen Landschaftsbildern. Diese sind eine schöne Sammlung der schönsten und bekanntesten Punkte der Schweiz und dürften manchem Auslandschweizer, manchem ausländischen Touristen ein schönes und bleibendes Andenken an unser Land bedeuten.

Das Haus meines Onkels, Roman von Peter Kamnitzer, bei Benziger & Co. Einsiedeln, Zürich, Köln a. Rh.

Es ist die — noch etwas jugendlich gestaltete Geschichte einer Jugendliebe Eine Familengeschichte mit Bruderzwist, ehrgeiziger, herrschsüchtiger Tante, nicht sehr charaktervoller Cousine und viel kirchlichem Einschlag. Was einen daran freut, ist die Sauberkeit und Integrität der Gesinnung. Der Pflege eines guten Stils wird der junge Schriftsteller noch mehr Aufmerksamkeit schenken müssen.

Das Tal von Glamorgan, von Michael Gareth Llewellyn im Diana Verlag, Zürich. Preis 15.50.

Eine alte Liebesgeschichte aus Wales, der das berühmte walisische Liebeslied seine Entstehung verdankt. Die Romantik einer einzigartigen Landschaft, feststehender, tief im Volke verwurzelter Traditionen, Auflehnung gegen anmaßende, den einfachen Farmer ausnützende, skrupellose Großgrundbesitzer und der Zauber einer zarten, selbstlosen Liebe, welche der Spekulation, der Herzenshärte und gesellschaftlichen Vorurteilen ihrer Umgebung geopfert wird, werden in einer für heutige Begriffe selten poetischen, lyrischen und sauberen Art so geschildert, daß man eigentlich betrübt ist, wenn das Buch zu Ende gelesen ist.

Der eigentliche Roman um „Das Liebeslied", ist eingefaßt durch eine Rahmenhandlung, in der eben ein eifriger Geschichtsforscher und Nachkomme der Helden die alten Manuskripte aufstöbert und dabei die Frau seines Herzens findet. Der Romantik der Erzählung zufolge stoßen wir etwa auf Stellen, die uns übertrieben vorkommen würden, wenn wir sie aus dem Ganzen loslösten. Die Ueberlesung scheint uns nicht immer sehr fließend zu sein.

Veranstaltungen

Thun: Tagung der Bernerfrauen zu Stadt und Land Freitag, den 9. September 1949 an der Kaba in Thun, Kongreßhaus. Beginn punkt 10.30 Uhr. Schluß 12.30 Uhr. Begrüßung Rosa Neuenschwander, Präsidentin des Bernischen Frauenbundes. Ansprache von Herrn Stadtpräsident P. Kunz, Thun: „Schweizerarbeit — Schweizerbrot". Dr. E. Steuri, Zentralsekretär des Schweizerwoche verbandes Solothurn: „Was die Frauen an der „Kaba" besonders gesehen haben müssen". A. Debrit-Vogel. Schlußwort Frau M. Daepp, Präsidentin des Verbandes bernischer Landfrauenvereine. Bernischer Frauenbund; Verband bernischer Landfrauenvereine.

Bern: Frauenstimmrechtsverein. Samstag, den 27. August 1949: Besuch der „Kaba" in Thun mit anschließender Zusammenkunft mit der Sektion Thun in der Schadau. Abfahrt nach Dürrenast 14 Uhr (Kollektivbillett: Fr. 3.45). Treffpunkt im Zuge (reserviertes Abteil). Besammlung Haupteingang „Kaba" 14.45 Uhr (Kollektiveintritt: Fr. 2.—). Gemeinsames Nachtessen in der Schadau 18.30 Uhr (Kosten: Fr. 3.—). Monatszusammenkunft in der Schadau 19.45 Uhr: Delegierte berichten über den interessanten Kongreß in Amsterdam. Heimfahrt nach Bern, Thun ab 22.20 Uhr.

Radiosendungen für die Frauen

sr. „Wir und die andern" nennen sich die Berichte aus dem In- und Ausland, die für die Frauen Montag, den 29. August um 14 Uhr ausgestrahlt werden. „Notiers und probiers" steht Donnerstag, den 1. September, wie gewohnt um 14 Uhr auf dem Programm und Freitag, den 2. September um die gleiche Zeit spricht im Zyklus „Mutter und Tochter" Dr. Charlotte Spitz zum Thema „Soll die Tochter zu Hause wohnen?" Anschließend orientiert Schwester Emmy Gattiker darüber, was es heißt „E chly warte".

Redaktion:
Frau El. Studer-v. Goumoëns, St. Georgenstraße 68, Winterthur, Tel. 2 68 69

Verlag:
Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt". Präsidentin: Fräulein Dr. E. Nägeli, Trollstraße 28, Winterthur

SCHAFFHAUSER WOLLE

Giger-Kaffee
ist
Qualitäts-Kaffee

HANS GIGER & CO.
BERN
Lebensmittel-Großimport
Gutenbergstraße 3 Tel. 2 27 35

Ernst
„Guets Brot"
„Feini Guetzli"

Seefeldstraße 119	Tel. 24 77 60
Seefeldstraße 212	Tel 24 57 44
Forchstraße 37	Tel. 32 09 75
Zollikon, Dufourplatz	Tel. 24 96 49
Tea-Room Bahnhofplatz 1	Tel. 23 12 72

Inserieren bringt Erfolg!

J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren

Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70

Filiale Bahnhofplatz 7
Telephon 27 48 88

Wertbeständige Möbel

MIT SCHÖNEN STOFFEN, TEPPICHEN UND VORHÄNGEN GEBEN IHRER WOHNUNG EINE PERSÖNLICHE NOTE. BESICHTIGEN SIE UNSERE AUSSTELLUNG

MEER
ATELIER FÜR MÖBEL + INNENAUSBAU
MEER + CIE AG. BERN

Berücksichtigt bei Euern Einkäufen die Inserenten des Frauenblattes

Der heimelige
Teeraum
Marktgasse 18
Gipfelstube
W. BENTSCH, SOHN
ZÜRICH

Tapeten A.G.
DECORATIONSSTOFFE
VORHÄNGE
ZÜRICH, Fraumünsterstr. 8, Tel. 25 37 30